

Zeitschrift  
für den  
deutschen Unterricht.

---

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand

herausgegeben

von

Dr. Otto Lyon.

5. Jahrgang. 9. Heft.



Leipzig,  
Verlag von B. G. Teubner.  
1891.

# Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten.

Herausgegeben von

Rektor Prof. Dr. Th. Vogel, Prof. Dr. A. Müller,  
Prof. Dr. C. Hentschel, Dr. G. Hey und Dr. O. Lyon.

5 Teile. gr. 8. geh.

## Erster Teil:

Sexta. Zweite Auflage. 1890. M 1.50.

## Zweiter Teil:

Quinta. Zweite Auflage. 1890. M 1.80.

## Dritter Teil:

Quarta. Zweite Auflage. 1891. M 2.—

## Vierter Teil:

Tertia. 1883. M 2.80.

## Fünfter Teil:

Sekunda. Auch unter dem Titel: Handbuch zur Einführung in die deutsche Litteratur mit Proben aus Poesie und Prosa ausgestattet und herausgegeben von Dr. C. Hentschel, Dr. G. Hey, R. Meyer und Dr. O. Lyon. 1884. M 3.60.

Die leitenden Grundsätze des ganzen Werkes, die Gesichtspunkte, welche bei Auswahl des Stoffes maßgebend waren, der Plan, nach welchem die Anordnung desselben erfolgt ist, sind im Vorwort eines jeden Teils ausführlich dargelegt worden.

Am zweckmäßigsten wird es sein, daß alle diejenigen das Buch selbst einer Prüfung unterziehen, welche in der Lage sind, ein neues Lesebuch einzuführen. Zu diesem Behufe wird die Verlagshandlung allen Vorsehern höherer Lehranstalten und Lehrern des Deutschen, welche ihr mit Postkarte einen desfallsigen Wunsch zu erkennen geben, sofort ein Freie Exemplar postfrei zusenden. Der ungemein rasche Erfolg des Buches ist der beste Beweis für seine Vorzüge.

Leipzig.

Die Verlagshandlung B. G. Teubner.

Im Verlage von Herm. Bauhof in Regensburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Musteraufsätze aus der Schule für die Schule

von Ferdinand Schoentag,

1. h. Gymnasialprofessor in Regensburg.

**Zweite vermehrte Auflage 3 Mark.**

Die überaus gute Aufnahme, welche die in kurzer Zeit vergriffen gewesene 1. Auflage gefunden hat, veranlaßte den Autor das in der Fachpresse („Zeitschrift für den deutschen Unterricht“, „Jahresberichte über höheres Schulwesen“, „Gymnasium“ und „pädagogischer Jahresbericht“) bestens empfohlene Buch nun in dreifach vermehrter, neuer Auflage herauszugeben; und wird diese Sammlung formvollendeter Musteraufsätze allen Lehrern des Deutschen in den oberen Gymnasialklassen willkommen sein, wie sie sich auch zur Anschaffung für Seminarien, Studien- und Schülerbibliotheken ganz besonders eignet.

## Bum Wesen des Reims, auch des Stabreims, dabei eine Berichtigung W. Scherers.

Von Rudolf Hildebrand.

Daß vom Reim, zumal von seinem Wesen und Begriff noch etwas zu sagen sein sollte, das nicht längst wohlbekannt und anerkannt wäre, das sollte man nicht für möglich halten, und doch ist dem so. Genauer zu reden ist, was ich meine, auch nicht eigentlich unbekannt, denn jeder, dem man es sagt, erkennt es sofort an als längst vorhanden, aber es ist nicht ins Licht des Bewußtseins gehoben, daher eigentlich bekannt und unbekannt zugleich.

Worum es sich handelt — ich bin wirklich darauf aus, den Leser etwas ungläubig neugierig zu machen — das mag ein Schulgeschichtchen zeigen, das ohnehin das Aufheben verdient. Ein Volksschullehrer erzählte mirs, der meine Vorlesungen über deutsche Metrik und Rhythmik gehört hatte, als werthvollen Beleg für den da oft ausgesprochenen Satz, daß die Grundsätze der metrischen Kunst uns von der Natur gegeben, also unbewußt in jedem vorhanden seien. Er hatte in einer untern Anabenclassse bei einem Schüler ein Zettelschen ertappt, auf dem dieser zur Erholung von der Arbeit des Aufpassens einen Versuch auf dem Pegasus gemacht hatte, etwa so:

Unser Freund der Jacob Berger  
Trinkt sein Glas Johannisberger.

Der Lehrer las das Reimpaar vor, zur Strafe für den Sünder, es wurde gelacht; aber einer, der vermuthlich nicht zu den Freunden des Dichters gehörte, bemerkte dazu: das reimte sich ja nicht!

Ich legte das Geschichtchen einmal einem Doctorcandidaten vor, den ich in Metrik prüfte, um damit die Erörterung über den Reim zu eröffnen; er stand oder saß völlig rathlos davor, nämlich vor dem abfälligen Urtheil des kleinen Kritikers, d. h. er suchte in seinem Wissen, wo er nichts fand, anstatt sein Fühlen zu fragen, das es ihm gesagt hätte. Jetzt wüßte ich gern auch von meinen Lesern, ob es ihnen und wie vielen es geht wie jenem Candidaten, den ich als wohl begabt recht gut kannte, oder ob ihnen (soweit sie es nicht längst wissen) dämmert, worum es sich handelt, daß ich es nicht zu sagen brauchte.

Eine Frage bringt gewöhnlich das eigene Erkennen in Gang: welcher Reim gefällt Ihnen besser, welcher wirkt befriedigender, Kreis



auf Greis, oder Gleis auf Greis? Die Antwort ist immer bald da: Gleis auf Greis, und damit ist das Eis gebrochen: nicht der gleiche Klang allein macht den rechten Reim, sondern Gleichheit und Ungleichheit zusammen, und zum Reim gehört nicht bloß das gleich klingende vom Vocal an, sondern ebenso das verschieden klingende, das dem Tonvocal als Ansaß vorhergeht. Also, könnte man sagen, Reim und Unreim verschlochten bilden den rechten Reim. In Greis und Kreis ist die Ungleichheit kleiner als in Gleis und Greis, daher entscheidet sich das dunkle Gefühl rasch für das zweite. Fragt man das Gehör weiter — und es ist ein wahres Vergnügen im Unterricht das zu thun — so stellt sich heraus unter allgemeinem Beifall, daß der Reim an Schönheit zunimmt in dem Maße, wie dem Gleichen darin ein Ungleiches, dem Einklang ein Zweiklang gegenübertritt, und nun erst, wenn das Gefühl das erfafst, kommt uns der wahre Begriff vom Reim, nun erst sieht man ihn unter dem Gesichtspunkt des Kunstschönen; davon zuletzt noch ein Wort. Man führe dem Schüler weiter vor z. B. tragen und ragen, bringen und dringen, Kranz und Glanz, blau und grau, springen und verschlingen, Stein und Rhein, Spur und Flur, Berg und Zwerg, in denen das Ungleiche durch Ähnlichkeit hindurch zu völliger Verschiedenheit fortschreitet, und lasse die Schüler in freiester Weise ihr Gefühl dabei äußern, die Übung ist wahrhaft fruchtbar für Geschmacksbildung, die für die höchsten Erziehungszwecke so wichtig ist und wofür doch die Schule so wenig thut. Es wird sich aber dabei herausstellen, daß das Ohr auch an Ungleichheit bei Ähnlichkeit oder einem gewissen Entsprechen ein eignes Gefallen hat, z. B. an dringen und bringen, grausen und brausen, grasen und blasen (r und l sind ja klang- und artverwandt), daß aber die Höhe der Schönheit doch bei der vollsten Ungleichheit bleibt, weil durch sie die ausklingende Gleichheit vom Vocal an um so wirksamer und befriedigenden Abschluß gebend wird. Vergleicht man z. B. die Reime Schrein und rein, Schrein und klein, Schrein und Wein, so fühlt man leicht, wie der Reim zu größerer Ungleichheit aufsteigend immer mehr Reim wird. Das Gefühl dafür, als freieste Äußerung des Innern, ist sicher vorhanden, hat nur geschlummert und wird auf einmal wach, einer der reinsten Seelengenüsse, die uns gegönnt sind. Merkwürdig aber, wie jener Anabe ohne alle Lehre wußte — denn man kanns doch wissen nennen — daß Berger und Johannisberger sich nicht reimen. Wer ihm das gesagt hatte? Doch nur die Natur.

Allerdings kommen auch Reime vor, wo das ganze Wort sich im Reim wiederholt, theils wirklich dasselbe Wort, ein Fall der hier bei Seite bleiben muß, denn er ist, allerdings bei neueren Dichtern, durch-

aus auf ungewöhnliche Ausnahmefälle beschränkt<sup>1)</sup>, theils aber derselbe Wortlaut, doch mit verschiedenem Sinne, der sogenannte rührende Reim, wie er in der Kunst der Meistersinger hieß. Wenn bei der ersten Art das besprochene Wesen des Reimes wirklich ganz bei Seite gesetzt wird, so ist es in der zweiten Art nicht vergessen, nur ist die Ungleichheit aus dem Bereich des Klanges in den des Gedankens, aus dem Äußern ins Innere versetzt. Auch in der mittelhochdeutschen Kunst, die gern davon Gebrauch macht, erscheint dieser Reim doch als Ausnahme oder als ein gesuchtes Kunstspiel. Die reine Schönheit ist eben damit beschädigt, daß das Ungleiche aus dem Bereich des Klanges entfernt ist, daß man nicht mehr zu hören hat, nur noch zu denken.

So hat denn die neuere Kunst ganz recht gethan, diese Reimart wieder abzustoßen, es kommen nur ganz vereinzelte Fälle noch vor, z. B. bei Zacharia in den Verwandlungen 2,131 flg.:

Doch hatt' er ihr noch nie so angenehm geschienen,  
Als in dem Jagdgewand, und selbst sein Haar gefiel,  
Ob es gleich halbverfengt in schlechte Locken fiel.

Und bei A. W. Schlegel, in einem Sonett, doch auf Grund von Bekanntheit mit dem mhd. Gebrauch:

1) Der gleiche Reim (z. B. sagen auf sagen) ist fürs Gefühl kein Reim, zu viel Reim ist uns kein Reim mehr. Ausnahmen sind doch lehrreich, z. B. im Eingang des Ritters von Loggenburg ist ein werthvoller Fall:

Ritter, treue Schwesterliebe  
Widmet euch dies Herz;  
Fordert keine andre Liebe,  
Denn es macht mir Schmerz.

Da ist doch sachlich keine volle Gleichheit, denn die Liebe wird durch die Zusätze (auf die der Ton fällt) anders gefärbt, sodaß der Fall, obwohl gleicher Reim, sich dem rührenden Reim nähert. Erwähnenswerth und anregend ist auch der Fall, wo ein Reimwort mit seiner ganzen Zeile wiederholt wird, wie ganz trefflich-wirksam in einem Liede von Hagedorn „die Empfindung des Frühlings“ im dritten Buch der Oden und Lieder:

Du Schmelz der bunten Wiesen!	Es schmückt dich und Cephisen
Du neu-begrünte Flur!	Der Lenz und die Natur.
Seh stets von mir gepriesen,	Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du Schmelz der bunten Wiesen!	Du neu-begrünte Flur!

Hagedorns poet. Werke, Hamb. 1764 3, 68.

und so durch drei Verse. Das ist dann musikalisch, die bloßen Worte führen musikalischen Klang mit sich. So wird in einem Tongebilde ein Tongang oder Satz zwei, drei Mal wiederholt, allemal mit verstärkter Wirkung oder in neuer Färbung.

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen,  
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen;  
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen  
Apollon goldner Tag nicht mit ergötzen.

Athenäum (1800) 3,343.

Wie mit dem Endreim, ist es aber auch mit dem Stabreim, natürlich, da er ja völlig unter den Begriff des Reimes fällt.<sup>1)</sup> Nur ist das Verhältniß hier umgekehrt, gleichsam umgelegt gegen den Endreim; das Gleiche gibt der Consonant, das Ungleiche der Vocal, d. h. der Stammvocal, der Conträger des Wortes. Beim Endreim ist dieser zugleich der eigentliche Träger, gleichsam die Seele des Reimes, beim Stabreim aber gibt er dieß Amt an den vorhergehenden Consonanten ab, der dort der Träger des Unreimes ist, und tritt (d. h. der Vocal) selbst in die Stelle des Unreimes.

Daß nicht die Gleichheit der Consonanten allein den Stabreim herstellt, das ist jedem noch im Gefühl gegeben, daß er es sofort anerkennt, das Gesetz gleichsam wiedererkennt, sobald man ihm zu Gehör bringt. Auch an der Menge stabreimender Formeln, die jetzt noch in frischem Gebrauch sind, ist das zu hören, z. B. Mann und Maus, Land und Leute, Haus und Hof, Kind und Regel, Stock und Stein, Herz und Hand, Haut und Haar, Wind und Wetter, Roß und Reiter, Tod und Teufel, Gut und Geld, gut und gern, frank und frei, frisch und froh, nagelneu usw. Und wer sich etwa noch sträuben wollte, die Verschiedenheit des Vocals mit zum richtigen Stabreim zu rechnen, der wird die Waffen strecken, wenn man fragt, welches die befriedigendsten, die schönsten Stabreime sind? es sind die, bei denen die Verschiedenheit der Vocale am größten ist, z. B. Schimpf und Schande, mit Zittern und Zagen, dieß und das, niet- und nagelfest, blitzblank, Glück und Glas, mit Stumpf und Stiel, Schutz und Schirm, nun und nimmermehr. Man hört und sieht, auch hier ist es Einklang und Zwielfang in engster

1) Daher ist auch Alliteration keine gute Bezeichnung, weil das Wesen der Sache, eben der Reim, dabei unbezeichnet bleibt. Zudem ist das Wort ohne geschichtlichen Hintergrund und wird erst im vorigen Jahrhundert geprägt sein nach annominatio (dieß nach griech. *παρονομασία*), mit welcher der Stabreim doch nur ganz ungefähre Ähnlichkeit hat. Die Annominatio ist wesentlich eine Spielerei in Prosa, der Stabreim aber der wahre Träger der Kunst und des Gedankens in der Dichtung. Noch Morhof im Unterricht von der teutschen Sprache (3. Ausg. 1718) S. 373, der von der Alliteration in der Poesie der Finnen spricht, nennt sie nicht so, sondern lamdacismus, d. h. griech. *λαμδακισμός*, d. h. eine Häufung des l; er kannte wol das andere Wort noch nicht, sonst hätte es der gelehrte Herr gewiß mit verwendet. Man sieht denn auch, trotz der noch lange nicht überwundenen blinden Anziehungskraft gelehrt lateinischer Namen, wie Stabreim im Gebrauch im Vordringen ist.



Verflechtung, was die Schönheit herstellt, was dem Ohre das Gefühl schönen Lebens gibt, nur wie gesagt, gerade umgekehrt als beim Endreim.

Aber Zwielflang ist hier nicht einmal der rechte Ausdruck oder Begriff, denn der Wechsel der Vocale hat etwas Musikalisches, nähert sich dem, was im Tonleben Accord heißt, am deutlichsten in der schönsten der Ablautsreihen, der mit i a u, die denn zu Stabreimform gern benutzt wird, auch zugleich mit Endreim, womit denn alles, was die Sprache an Wohlklang bietet, ausgenutzt ist, wie in piff, pass, puff; auch zur Bildung von Substantiven dient der musikalische Klang von i und a zu tonmalender Wirkung, wie in Mischmasch, Schnickschnack, Singfang, Tistak, Krikelskrakel, Gigag (die Gans), in voller Spielerei mit den angenehmen Klängen vielfach im Volksmunde, z. B. wenn man die Tabulatur der Meisterfinger ausweitet zu Tippeltappeltur, es muß alles „nach der Tippeltappeltur“ gehen, nach genauer Ordnung. Schon im 13. Jahrhundert wird in einem unechten Neidhart geben und haben so spielend ausgedehnet:

frouwe, daz wil ich iu gippen-gappen.

herre, daz sult ir iu hippen-happen.

Haupts Neidhart XLV, 27.

Am schönsten mit dem Accord i a u a in dem Rehrreim eines Liedes von Gottfried von Meissen, der die Bewegung der Wiege malt:

wigen wagen, gugen gagen,

wenne wil ez tagen?

Und so denn auch in dem Stabreim, den unsere alte Dichtung zur Kunstform ausgebildet hatte, der Natur unserer Sprache gemäß wie irgend etwas, weit mehr als der Endreim. Man hat als Reim zu bezeichnen nicht wie herkömmlich, garutun usw., sondern:

garutun se iro gūdhamun,

gurtun sih swert ana. Hildebr. 5;

welaga nu, waltant got,

wewurt skihit 49;

ih wallōta sumaro

enti wintro sebstic 50;

dār wirdit diu suona,

dia man dār ēo sagēta. Muspilli 68;

sō dār manno nohhein

wiht pimīdan ni mac. 90;

sō inprinnant diē pergā,

poum ni kistentit

einik in erdu,

ahā artruknēnt. 51.

Zu dem letzten Falle ist zu erinnern, daß da nur die verschiedenen Vocale erscheinen, also der Unreim bloß, nicht der ergänzende Reim dabei. Aber nur fürs Auge, nicht fürs Ohr. Thut man nur das Ohr

auf<sup>1)</sup>, so hört man aus eigem Munde in allen drei Reimwörtern vor dem Vocal einen Laut klingen, einer Art farblosem Stoß gleich, den man leicht verstärken kann, daß er auffallend hörbar wird (als eine Art Räuspern); es ist im Lautsystem der Bruder des h, wie das p der Bruder des f, und ist in der Rede ganz unentbehrlich vor jedem mit Vocal (d. h. in der Schrift) anlautenden Worte, sobald man das nicht im Innern eines Satzes an das vorige Wort und seinen schließenden Consonanten anschließt. Die Griechen hatten auch ein Zeichen dafür, den sog. spiritus lenis. Und dieser ist denn in jenen Reimen das eigentliche Reimende, dem aber auch erst die Verschiedenheit der Tonvocale seine Schönheit gibt.

Erwähnenswerth ist dabei, wie sich das erhaltene Lehrbuch der norðischen Skaldenkunst, die sog. jüngere Edda, über die Sache äußert (vergl. Zachers Zeitschr. 7,14): „Wenn der Hauptstab (der dritte Reimstab) ein Vocal ist, so müssen die Stollen (die beiden andern Reimstäbe) auch Vocale sein, und es ist schöner, wenn jeder von ihnen ein anderer Vocal ist.“ Da war also merkwürdiger Weise schon vergessen oder dem Bewußtsein entrückt (aber trotzdem noch wirksam), was da das eigentliche Reimende war, der spiritus lenis; werthvoll ist dafür die Bemerkung von der größeren Schönheit verschiedener Vocale, eine willkommene Bestätigung unsres Fühlens aus dem alten Kunstbewußtsein heraus.

Wenn übrigens Snorri gleiche Vocale nicht verbietet, wie sie denn in der Dichtung ziemlich oft vorkommen, tritt nicht damit der Stabreim auf die Stufe des gleichen Reims, der beim Endreim so gut wie verboten ist? Nein, der im Vocal ausbleibende Unreim schiebt sich nur einen Schritt weiter vor auf die folgende Consonanz, und z. B. im Hildebrandsliede B. 18 ist nicht *ôstar* und *Ôtachres* gereimt, sondern (wenn ich den des Zeichens entbehrenden eigentlich reimenden Laut mit zu bezeichnen versuche, was ja eigentlich nothwendig ist):

forn her 'ôstar giweit,  
flôch her 'Ôtachres nid.

Hildebr. 18.

Da tritt eigentlich der Stabreim zugleich wie mit einem Fuße auf den Weg zum Endreim, der sich ja wirklich schon in der Stabreimdichtung entwickelte. Wenn übrigens jemand auf den Gedanken gerieth,

---

1) Ich bitte die Wissenden um Entschuldigung für die breite Ausführung; aber die Sache, ohnehin nicht gar lange erst entdeckt, ist doch immer noch für Viele ein offenbares Geheimniß. Den Schülern muß man einmal ordentlich das Ohr dafür aufthun, und das kann schon in der untersten Classe geschehen, sie haben ein ganz eignes lebhaftes Gefallen daran; in höheren Classen wären sehr wesentliche Erörterungen daran zu knüpfen von anregendster Art.



daß auch sonst bei verschiedenem Vocal der Unreim auf die ganze Silbe zu erstrecken wäre, daß man also in dem Verse 50 des Hildebrandsliedes als Reime empfunden habe *ih wallôta sumaro enti wintro sehstic*, so hätte ich eigentlich nichts dagegen. Dieß wie noch Anderes wird weiterer Erwägung unterliegen müssen. Auch in noch umgehenden Formeln findet sich gleicher Vocal, wobei der nöthige Unreim von der folgenden Consonanz vertreten wird, z. B. in ganz und gar, vergeben und vergessen, Schiff und Geschirr.

Wie fest aber die alte halb wahre Ansicht vom Stabreim noch sitzt und wie schädlich und irreführend sie werden kann, das läßt sich daran sehen, wie ihn W. Scherer in seiner Literaturgeschichte behandelt. Da heißt es S. 13: „Die Alliteration giebt dem Verse nicht Melodie, aber sie verleiht ihm charakteristischen Klang, sie macht ihn nicht schöner, aber derb und stark, sie entspringt einem frühzeitigen Drange germanischer Art, der uns alle Kunst erschwert, wir schätzen Charakteristik mehr als Schönheit, Gehalt mehr als Form. Schon unserer Sprache ist dieser Zug aufgeprägt. Sehr früh hat sich der Accent auf die Stammsilbe gezogen und alle Formelemente des Wortes dem Untergange geweiht. Unser „Mensch“ hieß einst *mennisko*, aus drei Silben ist eine geworden, und welche Einbuße an Wohlklang war damit verbunden! 1) Nur die Anfangslaute der Stammsilben kommen für die Alliteration in Betracht und alle Vocale werden einander gleich geachtet, sodaß recht sichtlich den Consonanten die Herrschaft übertragen ist. Man hat die Consonanten wohl das Knochengeriüste der Sprache genannt, den Vocalen fällt dann die Rolle des Fleisches zu, sie geben Blüthe und Farbe. Für Blüthe und Farbe demnach ist der altgermanische Sinn nicht offen.“

Ob es nicht der Sache und dem Verfasser, auch dem werthvollen Werke gegenüber Schuldigkeit wäre, die Stelle noch jetzt zu entfernen oder zu ändern? Auch das Schelten des deutschen Geistes wäre doch besser zu entfernen.

Es ist wohl nicht oft vorgekommen, daß eine so scharfe und so weit gehende Behauptung, zumal eines so hochstehenden Gelehrten, wie Scherer war, so fehlgeschossen hat. Es war ihm wohl auch mehr um weitere willkommene Bestätigung einer Überzeugung zu thun, die sich in seiner Gedankenwelt beherrschend festgesetzt hatte, daß die deutsche Geistesart an einem Naturfehler krankte, wie er ihn bezeichnet. Auch die Fest-

1) Vielleicht hätte das Scherer doch nicht geschrieben, wenn er nur an französische Fälle der Art gedacht hätte, wo z. B. (*mensis*) *augustus* zu *août* geworden ist, d. h. im Leben gesprochen ou (*turq*), also vom vollen *augustus* nur der Tonvocal übrig, nicht einmal der Stammbocal.

legung des Tones auf der Stammsilbe, die mit der Entwicklung unsres Stabreims eng zusammen hängt, leitet er aus solch krankhafter Neigung her, die Schuld trägt „jene Überschätzung des Gehaltes und Unterschätzung der Form, zu welcher die Germanen überhaupt neigen und welche von Zeit zu Zeit poesieverheerend sich zu einer nationalen Krankheit steigert“ (Zur Gesch. der deutschen Sprache, 2. Ausg. S. 88). Aber, den trefflichen Mann mit seinen Vorzügen und auch die gute Meinung dieses Standpunktes in allen Ehren, man sieht ihn da doch selber an einer alten nationalen Krankheit leiden, d. h. an der Neigung, die eigene angeborene Art in ihrer Berechtigung zu verkennen, wohl gar zu verachten, sich anders zu wünschen als man ist, und um zu wissen, wie mans machen müßte, nach den Andern zu schielen, wie die es machen. Daß man damit die einzige wahre gottgegebene Lebensquelle, die man hat, verschüttet oder trübt, das ist doch wahrlich nachgerade zur Erkenntniß gekommen und ist die Bürgschaft des neuen rechten Lebens, das wir beginnen wollen. Wie viel hat nicht Goethe seine Deutschen gescholten, den Scherer und die Seinen sonst so unbedingt zum Führer nehmen, und wie hat er sich später entschieden zu dieser Erkenntniß bekehrt, die zuletzt Herders Gedankenwelt zur Quelle hat: „Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern. Es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln“ usw. Goethes Sprüche in Prosa Nr. 512.

Zur Sache ist noch zu erinnern, daß der Reim in beiden Formen mit seiner Art und Natur recht eigentlich ins Musikalische einschlägt, wie denn alles metrische und rhythmische Wesen zuletzt unter den Gesichtspunkt der Musik fällt. Es ist wie im Tonleben die Mischung oder der Wechsel von Einklang und Zwieklang, von Consonanz und Dissonanz, was dem Reime seine Schönheit gibt, wie dem Rhythmus überhaupt auch, ein Umstand, der zu tieferen, ja tieffsten Betrachtungen anregen kann, wie schönes Leben mit all seinem Glanz und Segen aus einem Streit zweier gegnerischer Mächte entspringt, die um Beherrschung des Lebens ringen, sie heißen Gesetz und Freiheit.

Übrigens bleibt noch zu bemerken, daß es sich nicht nur um den deutschen Reim handelt, sondern der Reim überhaupt, wo er erscheint, zeigt diese Art. Um nur aus dem Alterthum ein paar Proben zu geben, der Reim in einem Fragment der Sappho *δεῦρο, δεῦρο μοῖσαι, χρῶσθον λιποῖσαι* hätte denselben Anlaß zu den obigen Betrachtungen gegeben; ebenso altlat. z. B. der Saturnius *bicorporos Gigantes magnique Atlantes*. Und nicht anders ist es mit dem Anreim (wie man die Mitte-ration auch genannt hat), z. B. in der lat. Wendung in *succum et*

sanguinem vertere oder in der Segensformel quod felix, faustum fortunatumque sit, wo sich hinter dem gleichen Anlaut auch ein ganzer vocalischer Accord abspielt, hier fern von bloßem Klangspiel, zu religiöser Wirkung, wie in unserer Vorzeit gewiß auch.

## zur Erklärung des Hasennamens Lampe.

Von D. Glöde in Bismar.

In dieser Zeitschrift IV, 4 S. 368/369 wird der Osterhase mit dem Osterlamm in Verbindung gebracht und darauf aufmerksam gemacht, daß die beiden Tiere wegen ihrer Ähnlichkeit (sic!) wenigstens bei einem Volksstamme (welchem?) durch dasselbe Wort bezeichnet worden seien. Ich kann dem nicht beistimmen. Beim frz. lapin denkt man zunächst an lat. lepus; Diez (R. W. II c) findet es schwer, lapin von lepus herzuleiten. Sollte hier nicht die Vorliebe des Französischen für a in der ersten Silbe (ich erinnere an frz. canif — knif, harangue — hring, chacun — quiscueunum) mitgewirkt haben, sodaß dann lapin doch eine Weiterbildung von lepus wäre? Lapin wäre in diesem Falle Deminutivum zu lièvre. Daß auch lateinische Quellen den Hasen gerne mit einem Deminutivum bezeichnen, geht aus dem Speculum des Hartmannus Schopperus hervor<sup>1)</sup>, wo unter „Nomina singulorum animantium, Latine appellata“ steht: Hase — Lampus, lepusculus. Im Text werden beide Worte promiscue gebraucht. Der Genitiv heißt stets Lampi, der Accusativ Lampum und Lampen, daneben kommen alle Formen von lepusculus vor. Diez a. a. O. läßt lapin aus dem Stamme „clap“ entstehen; daher se clapir (sich verkriechen, von Kaninchen), clapière (Kaninchenhöhle). Ähnliche Vereinfachung eines kombinierten Anlautes findet sich in loir — gloir. Wenn man hinzunimmt, was Jakob Grimm (Reinhart Fuchs, Berlin 1834 S. CCXXXVI) sagt, so scheint mir eine Erklärung für lapin gefunden. Es heißt dort: „Ein anderer, auch vom Fuchs einmal geführter Hasenname ist „Galopins“, der schnelle Läufer, denn der Hase wird als Bote verschickt (Sfengr. 106), und ist noch bei Burc. Waldis 98b Briefträger.“ Das galopins kann sich auch gerade so gut auf die Feigheit des Hasen beziehen, der in der Flucht seine einzige Rettung sieht. Ob lepus oder galopins das Grundwort war,

1) In der Bibliothek des Bismarschen Gymnasiums findet sich: Hartmannus Schopperus, Nouoforensis Noricus speculum vitae aulicae de fallacia et astutia vulpeculae Reinicis. Frankfurt a. M. 1595. Das interessante Buch schildert in lateinischen Versen die Übelthaten des Fuchses mit ausführlichem Kommentar; es ist auch bei Grimm erwähnt.



will ich nicht entscheiden, immerhin ist *lapin* eine romanische Bildung, die mit deutsch: *lamp*, *lamb* = Lamm nichts zu thun hat.

Lampe erklärt Lübben (Reinke de Vos, Oldenburg 1867 S. 344) als niederdeutschen Vornamen, wahrscheinlich verkürzt aus Lamprecht, Lambert, Lammert. (Lampe: Lambert, auch Lammert. Strodtmann, Idiot. Osnabrück, S. 329.) Lübben führt an, daß noch heutigen Tages viele den Familiennamen Lampe (Lamping) führen. Hier in Mecklenburg kommt neben dem häufig wiederkehrenden Lampe auch noch Lamprecht vor. Der Name würde also bedeuten „landberühmt“. Das stimmt auch zu des Hasen Eigenschaft als Bote oder Briefträger. Nach Grimm (a. a. D. S. CLXIX) kommt der Name Lampe sicher vor 1470 vor. Ranzows Pomerania 2,127 erzählt von einem Raubritter Hasen, dessen Burg 1465 nach tapferer Gegenwehr niedergebrochen wurde; im Zug war des Herzogs Marschall Namens Fuchs, ein abgesagter Feind des Ritters. Von der Belagerung gingen die Reime: 'ik arme Hase, ligge nu im grase; kame ik averst herut, Vos, ik torite dine hut'. Vos andewordet: 'ach, Lampe, du bist dort? ik hebbe nie gehört enen hasen ie so wret, dat he enom vos sine hut toret.' Hieraus geht hervor, daß um 1470 der Name Lampe als Eigenname aufgefaßt wurde, und nicht als objektives Beinwort; ich glaube auch nicht, daß Lampe aus einem Eigenschaftswort oder Verbum entstanden ist, wie Bräue, Bruiant (der Stier von bruire), Belin, Belinus (von beler), Couart (vom Hasen, cauda ne: coward) u. a., sondern es ist ein Name, der nicht von einer Eigenschaft des Hasen hergeleitet ist, ähnlich wie der Widder Bernhart oder Joseph, der Geier Hubert heißt. Daß dem Namen Lampe eine historische oder satirische Anspielung zu Grunde liegt, ist eher wahrscheinlich. Auch Schopperus hat in seinem Buch (1595) das Wort Lampus (Acc. Lampum, Lampen) stets als Namen gefaßt und es daher groß geschrieben; das Buch ist eine Übersetzung aus dem Niederdeutschen oder Niederländischen. In allen Versionen der Tierfabel (lateinisch und französisch), die älter sind als die niederdeutschen, fehlt der Name des Hasen: Lampe ganz, selbst im niederländischen Reinaert. Erst auf niedersächsischem Boden ist zu dem alten Stamm an Tiernamen (für Wolf, Fuchs — Löwe, Bär) der Name Lampe für den Hasen hinzugekommen, er wird also auch wohl niederdeutschen Ursprungs sein. Wie Grimm für Joseph, Bernhart, Martin (Name des Affen) historische Personen aufzufinden sucht, so könnte man auch für Lampe eine solche finden. Grimm selbst ist auf diesen Gedanken nicht gekommen, ihm scheint Lampe a. a. D. S. CCXLVI. aus niederländisch *lamprel* = *laprel* entsprungen, welches Raminchen bedeutet, französisch *lapin*, und zuletzt in *lepus* seinen Stamm findet. Daß

lamprel mitgewirkt hat bei der Wahl des Namens, glaube ich, im übrigen kann ich Grimm nicht beistimmen. Ich neige der Ansicht Lübbers zu, wonach Lampe ein niederdeutscher Vorname ist. Wenn man bedenkt, wie Eigennamen verkürzt und verstümmelt werden — ich erinnere an Barbe aus Barbara, Crois aus Crescentius, Sommer aus Laudomarus u. a.<sup>1)</sup> —, so könnte aus Lamprecht und Lambert wohl Lampe werden, Lampe wäre demin. zu Lamprecht wie Reinke zu niederländisch Reinaert; jedenfalls scheint es mir wahrscheinlicher, als daß der Name aus lamprele gebildet ist, zumal im Reinaert der Hase noch Cuwaert heißt. Der Name Lamprecht, Lambert war im Mittelalter ein weit verbreiteter und berühmter. Man denke an den Pfaffen Lamprecht, den Verfasser des Alexanderliedes, an den Franziskaner Lamprecht von Regensburg, vor allen Dingen an Lambert von Hersfeld an der Fulda (11. Jahrhundert)<sup>2)</sup>; ferner ist wichtig der Niederländer Lambert der Heilige, der aus einer angesehenen Familie zu Maestricht stammte, einer Stadt, die mitten in dem Schauplatz des Reinaert liegt. Dieser Lambert war Bischof von Maestricht von 668 — 708, ausgenommen 674 — 681, wo er sich vor der Verfolgung des merovingischen Majordomus Ebrouin in das Kloster Stablo zurückziehen mußte. Auf Anstiften eines vornehmen Franken Dodo wurde er am 17. September 708 (wenigstens ist dies sein Gedächtnistag als Heiliger) zu Lüttich ermordet. Seine Gebeine wurden in Maestricht beigesetzt. Er war äußerst populär in Holland, ist das wahre Bild des unschuldig verfolgten Priesters. Ich verweise auf die Lebens- und Leidensgeschichte dieses Bischofs in F. Pipers Evangelischem Jahrbuch, Berlin 1853, S. 87. Es kommt hinzu, daß der Hase im Reinarbus 3,912.923 beiläufig als Hofgeistlicher vorgestellt wird, der das Pilgergerät hergiebt. Grimm kommt deshalb (a. a. O. S. CCXXXVI) auf den kühnen Gedanken, daß der Name des Hasen: Guthero, Guttero, zu gotisch: gudja, altnordisch: godi, althochdeutsch: cotine (pontifex, curio) zu stellen sei. Wenn man das Tierepos aufmerksam liest, so ist der Hase lange nicht immer der feige, schüchterne, sein Heil in der Flucht suchende, sondern sehr oft der fromme (niederd.: frame), kirchlich ge-

1) Vgl. Lindners Ausgabe eines französischen Calendariums aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts aus der Rostocker Universitäts-Bibliothek.

2) Hier ist zu vergleichen, was Grimm (a. a. O. S. CLXXIII) über den vermutlichen Verfasser des Reineke sagt. Nach ihm hieß er Baumann, stammte aus Westfalen, kam nach Züllich, dann nach Mecklenburg, ist in Rostock begraben. Daß Nikolaus Baumann für Ludwig Diez den Reinke Vos bearbeitet hat, ist widerlegt, zuletzt von Hofmeister, Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte LIV, 1889, S. 208. In einem Schreiben Herzog Heinrichs vom 29. Dec. 1520 an den Rath zu Rostock wird Ludwig Diez als der Todfeind von Nikolaus Baumann bezeichnet.

finnte; er ist gutmütig, wenig weltgewandt, dumm und daher vom Fuchs leicht zu überlisten. Daher paßt der Vorname Lambert sehr gut für ihn. Auch erinnere ich mich, ohne jetzt einen Beleg geben zu können, den Namen Lambert in lateinischen Quellen für einen Kaplan oder Klosterschreiber schon gelesen zu haben.

Neuhochdeutsch: lamm (ae. gotisch und isl. als lamb oft vorkommend, ebenso althochdeutsch: lamp; schwedisch: lamm) ist von Anfang an Substantivum (starkes Neutrum); ein ähnlich klingendes Adjektivum, welches etwa „unschuldig, schwach“ bedeuten müßte, ist nicht zu belegen. Lamb oder lamp sind stets Gattungsnamen, während Lampe von seinem ersten Auftreten als Eigennamen gefaßt wird; auch tritt das Wort Lampe nie für Hase ein, gerade so wenig wie Lampus für lepuseulus; es wäre also der Gattungsname für Lamm zum Eigennamen für den Hasen geworden. Für das Lamm ist der Name Lamp (oder gar Lampe) als Name nicht nachzuweisen.

Es läßt sich Lampe als Verkürzung von Lamprecht eher sprachlich erklären als aus dem Stamme lamp. Lamb oder Lamp ist stets starkes Neutrum, Lampe schwaches Maskulinum (Affusativ: Lampen, wie Reineken). Ich fasse meine Untersuchung in folgende Thesen zusammen: 1. Der Name Lampe gehört nicht zu demselben Stamm wie mittelhochdeutsch: lamb, althochdeutsch: lamp, neuhochdeutsch: lamm. 2. Lampe hat nichts zu thun mit französisch: lapin. 3. Lampe ist auf niederdeutschem Boden aus Lamprecht entstanden; es ist Eigennamen, kein Gattungsname für Hase. 4. Französisch: lapin ist eine Zusammenziehung aus französisch: galopins und bedeutet der „schnell Laufende“.

Über den Osterhasen handle ich im nächsten Heft dieser Zeitschrift.

---

## Goethes Gespräche.<sup>1)</sup>

Von Otto Lyon in Dresden.

Wollte man Geist und Art unseres Jahrhunderts mit einem einzigen Worte annähernd erfassen und bezeichnen, so müßte man es das Jahrhundert der Einseitigkeit, oder mit geringerer Schärfe des Ausdrucks, das Jahrhundert der Vereinzelnung nennen. Wenn man die Höhe des Menschentums, zu der sich das vorige Jahrhundert emporgerungen

---

1) Goethes Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann. 9 Bände. Preis brosch. 45 M., geb. in Leinwand 52 M. 65 Pf., geb. in Halbfassian 63 M., Velin-Ausgabe brosch. 55 M., geb. 82 M. Leipzig, F. W. v. Biedermann 1889 — 1891.



hatte, vergleichend heranzieht, so erschrickt man ob der Kleinheit und Kleinlichkeit, in die sich unser öffentliches Leben, unsere Wissenschaft, unsere Kunst zu verlieren drohen. Die Menschheit scheint sich in Rassen und Nationen auflösen zu wollen; an Stelle eines gesunden Patriotismus macht sich ringsum ein ungesunder Chauvinismus geltend, und die Nationen wiederum beginnen in Parteien, Stände und Klassen auseinanderzufallen. Überall, nicht bloß in unserem politischen Leben, sehen wir eine traurige *itio in partes*. Immer schärfer grenzen sich die einzelnen Klassen gegeneinander ab. Daß es in allen Ständen ohne Ausnahme ausgezeichnete Menschen von hervorragenden sittlichen und geistigen Eigenschaften giebt, scheint ganz in Vergessenheit geraten zu sollen. Wenigstens genügt es heute, Mitglied gewisser Stände zu sein, um auch ohne irgendwelche nennenswerte Leistung zu Ehren und Ansehen emporgehoben zu werden, während es umgekehrt genügt, Mitglied gewisser anderer Stände zu sein, um von vornherein, auch bei hervorragenden sittlichen und geistigen Leistungen, sowie treuester Pflichterfüllung auf größere Anerkennung verzichten zu müssen. Der Mensch als solcher ist außer Kurs gekommen; der Stand erhebt ihn, der Stand hält ihn nieder, und dieser wieder ist im allgemeinen abhängig von Geburt und Vermögen, nicht aber von sittlichen und geistigen Eigenschaften. In dieser furchtbaren Einseitigkeit unserer Zeit liegt der Schwerpunkt der sozialen Frage, und daher wird diese nur dann gelöst werden können, wenn man den Menschen als solchen wieder in seine Rechte einsetzt. Auch vergangene Zeitalter haben sich zu solcher Einseitigkeit verirrt, aber Wissenschaft und Kunst wußten doch immer das Bild der Wahrheit und Menschlichkeit so aus den überschüttenden Trümmern herauszuarbeiten, daß es in seiner gewaltigen Schöne und Kraft wieder zum Siege gelangte. Heute scheinen jedoch auch Wissenschaft und Kunst auf der großen, breiten Heerstraße der Allgemeinheit mit zu wandern; sie erscheinen machtlos dem Wirbel gegenüber, in den die Macht des Geldes und Standes die Menschheit gerissen hat. Je mehr sich die Wissenschaft in das Spezialistentum verliert, um so geringer wird ihre Kraft. Und versucht ein Gelehrter, der sich nicht an die einzelnen Teile klammert, sondern nach dem geistigen Bande sucht, einen höheren Flug zu nehmen, so kann er sicher sein, daß ihm das Spezialistentum übel zusetzt. Es stellt die Fehler im einzelnen, die gerade der aufbauende Geist immer machen wird, weil seine ganze Kraft das große Ganze im Auge hält, hübsch eng zusammen (das nennt man heute Kritik) und beweist damit untrüglich, daß es unfehlbar ist und mehr weiß, als der schaffende, zusammenfassende, echt wissenschaftliche Geist. Der Fachphilister triumphiert über den Gelehrten. Er schwört auf sein Fach und sieht mit Gerin-

schätzung auf andere Fächer herab. Sich außer seinen Fachstudien noch mit etwas anderem mehr als oberflächlich zu beschäftigen, das hält er für gleichbedeutend mit einem Rückgang in seinem Fache und somit für einen Raub an dem Fache selbst.

Ganz ähnliche Zustände herrschen auf dem Gebiete der Kunst. Neben einer greisenhaften, gelehrten, studien- und notizenüberladenen Kunst, deren Vertreter bald die alten Römer oder die alten Ägypter oder die alten Deutschen u. s. w. zu ihrem Spezialfach erkoren haben und nur den Menschen und das Allgemein-Menschliche mit einer wahren Angst fliehen, geht eine ungelehrte, ideallose, kleinlich-realistische Kunst, die bald das Kahle und Nüchterne, bald das Schauerhafte und Graufige, bald das Rohe und Wilde, bald das Niedrige und Gemeine, bald das Schmutzige und Widerwärtige, ja Eksthasche als Ziel ihrer Darstellungen erkoren hat und in photographischer Kleinmalerei den Triumph ihrer Leistungen erblickt. Aber daß weder der Stoff noch die gelehrte ästhetische Bildung den Künstler macht, sondern einzig und allein die sittliche und geistige Persönlichkeit des Künstlers wahrhaft große Wirkungen hervorzurufen vermag, davon weiß man nichts.

Und wenn man in der Schulreform ein Heilmittel für viele dieser Schäden zu gewinnen glaubt, sieht man nicht auch hier wieder die Meinungen in trostloser Einseitigkeit sich gegenüberstehen? Sieht man nicht auch da immer nur das Fach und den Stoff betont, und sieht man nicht den einzelnen um jeden Preis für sein Fach und seine besondere Geistesrichtung eintreten und, unfähig etwas anderes anzuerkennen als das eigene Ich und seinen Kreis, alles andere mit plumpem Fuße in den Staub treten? Auch hier hat man alles in Fächer und Stoffkreise abgezirkelt und hofft von diesen das Heil. Daß aber alles auf die lebendige, geistig-sittliche Persönlichkeit des Lehrers, des Erziehungskünstlers, ankommt, daß ein kraftvoller Charakter durch jeden Stoff und in jedem Fache die höchsten Erziehungsziele zu erreichen, ein kraftloser aber auch durch die ausgesuchtesten Stoffe nichts zu wirken vermag, diese Wahrheit liegt verborgen im Winkel. Auch hier ist der Mensch ganz in Vergessenheit geraten, und das Menschliche als solches liegt weit ab von unseren Wegen.

Und so könnte man mit König Philipp sehnend ausrufen: „Setz gieb mir einen Menschen, gute Vorsicht!“ Und wenn wir im Ernst nach einem solchen Menschen suchen, der durch die Gewalt seiner innersten Natur im stande wäre, uns auf den rechten Weg zurückzuführen, unser Jahrhundert zurückzureißen von dem furchtbaren Abgrunde, an dem es schlafend hintwandelte, der Natur, der Wahrheit, dem reinsten und schönsten Menschentume wieder zum Siege zu verhelfen, wenn wir uns

bemühen ihn zu erspähen, „den seltenen Mann mit reinem, offenem Herzen, mit hellem Geist und unbefangenen Augen“, wem käme da nicht unwillkürlich der eine Name in den Sinn, dessen Träger in der modernen Welt das Menschentum am reinsten in seinem Leben und in seinen Schriften zum Ausdruck gebracht: der Name Goethe? Hin zu Goethe und mit ihm und über ihn zurück zur Wahrheit und Natur! Das muß unsere Losung sein in diesen Tagen. Denn Goethe, der Allseitige, der alles, was menschlich und gut war, anerkannte, auch wenn es ursprünglich gegen seine Neigung ihn auf seinem Lebenswege traf, ist das mächtigste Bollwerk gegen alle Einseitigkeit, Kleinlichkeit, Erbärmlichkeit und niedrige Philisterei.

Nun wird heute wohl viel über Goethe und seine Werke geschrieben, aber an Werken, die uns wirklich in Goethes Denken und Geistesleben einführen, ist trotzdem ein großer Mangel. Es sei uns daher gestattet, hier auf ein Werk aufmerksam zu machen, das uns wie kein anderes in Goethes Leben und Schaffen sowie in seine eigenartige Anschauungsweise einführt und das zugleich zu dem Hervorragendsten gehört, was bisher überhaupt auf dem Gebiete der Goethelitteratur veröffentlicht worden ist: wir meinen die Sammlung von Goethes Gesprächen, die der hochverdiente Goetheforscher Woldemar Freiherr von Biedermann herausgegeben hat. Unter diesem Titel hat der genannte Gelehrte unter genauer Angabe der Quellen mit staunenswerter Belesenheit alle mündlichen Äußerungen Goethes vom Jahre 1765 an bis zu des Dichters Tode, deren er habhaft werden konnte, gesammelt, kritisch gesichtet und biographisch geordnet. Zum ersten Male tritt uns hier der sprechende Goethe in seiner ganzen Entwicklung und in der Gesamtheit seiner Äußerungen ebenso entgegen wie sonst der schreibende Goethe. Und so bildet diese Sammlung eine wichtige und notwendige Ergänzung zu Goethes Werken und Briefen, und wir sind durch das überaus dankenswerte Werk v. Biedermanns dem wirklichen Verständnisse Goethes einen bedeutenden Schritt näher gerückt. Daß nichts Unbeglaubigtes oder unzulänglich Bezeugtes, nichts legendenartig Entstelltes aufgenommen ist, dafür bürgt der Name des Herausgebers. Und so erscheint das ganze Werk, das von der Verlagshandlung zugleich vorzüglich ausgestattet ist, unseres großen Dichters vollkommen würdig.

Unsere Zeit hat wenig Autoritäten; die meisten, die noch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts anerkannt wurden, hat der verneinende, überkritische Geist unserer Zeit von ihrem erhabenen Platze herabgestürzt. Heute sind die allerwinzigsten Geistesknirpse sich selbst die höchste Autorität; ihrem Richterpruche soll die ganze Welt sich willenlos beugen. Aber Goethes Ansehen hat sich trotzdem behauptet, ja es ist in der Neuzeit noch



höher gestiegen als je zuvor, und so ist er eine der wenigen Autoritäten, die unsere Zeit noch anerkennt. Möchte man nur auch in allen Fragen seine Stimme hören und sich nicht bloß mit ästhetischer Feinschmeckerei und kennerhaftem Rückwärtsblicken auf seine Werke begnügen. Gerade seine Gespräche enthalten eine solche Fülle tiefer Weisheit und wahrer Lebensklugheit, daß sie einen Schatz für jedes deutsche Haus bilden, eine Weltbibel, die in keiner Familie fehlen sollte. Alle Verhältnisse des menschlichen Lebens berührt der Dichter in seinen Gesprächen, nichts Menschliches ist ihm fremd.

Aus den 1569 Gesprächen bez. mündlichen Äußerungen, die der Herausgeber gesammelt und mit fortlaufenden Nummern versehen hat, können wir hier natürlich nur ganz wenige herausgreifen, um an ihnen zu zeigen, wie uns Goethe ein echter und rechter Lehrmeister sein kann. Denken wir z. B. an die brennende Frage der Schulreform, so wird es uns nicht gleichgültig sein, Goethes Meinung zu vernehmen. Da hören wir Goethe einmal (am 10. März 1808) allen Ernstes den Vorschlag machen, „alle öffentlichen Lehranstalten in Deutschland aufzuheben und den Lehrsubjekten freizugeben, Institute, Pensionsanstalten u. dergl. auf ihre Kosten zu errichten“. Hierüber disputiert er mit dem Gymnasialprofessor Riemer bei Tische. Allerdings ist Goethe auf diesen Vorschlag nicht wieder zurückgekommen; er pflegte auch zuweilen im Gespräch eine recht paradoxe Meinung aufzustellen, um die Geister zum Widerspruch und dadurch zu lebhaftem Gedankenaustausch zu reizen, so daß dann bei Rede und Gegenrede oft eine wunderbare Klarheit über die angeregte Frage sich siegreich emporhob. Aber Goethe sah zweifellos in den öffentlichen Lehranstalten eine Gefahr für die Entwicklung von starken, eigenartigen Charakteren, von Individuen. Wie er selbst frei vom Zwange der Schule aufgewachsen war, so wollte er überall vor allem die freie Entfaltung des Individuums gesichert sehen.

Als Goethe 1814 in Wiesbaden weilte, besuchte er de l'Aspées Elementarschule, die genau nach Pestalozzis Grundsätzen eingerichtet war, da de l'Aspée einer der besten Schüler des großen Pädagogen war. De l'Aspée selbst berichtet über diesen Besuch: „Soeben, 9. August, läßt sich Goethe melden; es ist halb elf Uhr. Wie freue ich mich! Wenn mir's nur gelingt, daß ich auch vom Guten Gutes, vom Großen Großes sagen kann. Gott helfe mir! Jetzt setze ich zwei Stühle. Er kommt! Adieu! — Er ist soeben und, wie ich glaube, mit großer Zufriedenheit weg. Er blieb bis 1 Uhr. In der Grammatik fragte er manches selbst; besonders interessierte ihn die Kopfalgebra und überhaupt das Kopfrechnen, aber über alles ein Examen über deutsche Sprache. Ich aber fürchtete, das Ganze erscheine ihm als Brunk. Als er erfreut

sagte, ich möchte doch selbst fortfahren, nahm ich eine neue Sprachseite, von der meine Kinder noch nie etwas gehört hatten, was sie selbst auch laut vor ihm bekannten. Vorerst muß ich sagen, daß sie mir selbst neu war. Aber alles gelingt mir nur mit den Kindern und zwar dann am allerbesten, wenn ich mich in einem für die Methode entscheidenden Augenblick dazu auffordere oder dazu aufgefordert werde... Weil mir dieses schon so oft, wie ich glaube, gelungen ist, fürchtete ich mich auch nicht vor Goethe, und die Kinder zeigten sich so kräftig und selbständig, daß sich Goethes Gefallen an der Sache zunehmend zeigte. Soeben erfahre ich, daß Goethe zum zweiten Mal kommen will, so gut habe es ihm gefallen. Er hat wenig geredet, aber viel über den Gang gefragt. — Goethe sandte dann zur Verteilung unter die Zöglinge eine Anzahl Exemplare von „Hermann und Dorothea“ als Zeichen seiner Zufriedenheit mit ihnen.“

Daß Goethe aber keineswegs von allem, was Pestalozzis Jünger verbreiteten, so entzückt war, wie de l'Aspée wähnte, geht aus einem Gespräch hervor, das Goethe ein Jahr später, als er wiederum in Wiesbaden bei seinem Freunde, dem Oberberggrat Cramer, eingetroffen war, mit Boissierée am 5. August 1815 hatte. Boissierée selbst berichtet: „Abends war ich mit Goethe und Oberberggrat Cramer auf dem Geisberg, es wurde oben gezecht in der Schenke. Der Wirt heißt Hastings; ein schöner, freundlicher, blonder Aufwärter bediente uns. Ein Schwager von Cramer aus Hanau kam nach, das Töchterchen des alten Oberberggrats, etwa sechzehn Jahre alt, führte ihn zu uns, ein ganz einfaches, frisches Kind. Goethe neckte sie mit ihrer großen Pestalozzischen Rechenkunst (sie besucht de l'Aspées Schule), erzählte uns von der Schule hier und ließ dem Mädchen keine Ruhe, bis sie sich selbst eine algebraische Aufgabe, aber in Zahlen gab, und die Auflösung machte. Es war eine verwickelte Aufgabe, drei unbekannte Zahlen, von denen nur die Verhältnisse unter sich angegeben waren. Mir wurde ganz schwindelig bei der Auflösung; vorerst war es einmal nicht möglich, zu folgen; dann aber die Bestimmtheit, die Formlichkeit, womit das Kind die trockenen Dinge aussprach, die man sonst nur in den mathematischen Hörsälen zu hören kriegt, und wie sich dies arme Köpfchen was darauf zu gut that, mit den hohlen Zahlen und Verhältnissen herum zu wirtschaften, wie es gar selbst mit über diese Kunst sprach und vernünftelte, warum es Elementarunterricht genannt werde, da es doch, wie Goethe bemerkte, ganz darüber hinausginge, weil jeder alles selbst finde und erfinde: endlich über Buchstaben-Rechnungen, Gleichungen u. s. w. Das alles mit der festen schulemeisterlichen Haltung setzte mich wahrhaft in Schrecken. . . . . Als wir im Dunkel gegen 10 Uhr nach Hause kamen, klagte Goethe seinen Jammer

über das Pestalozzische Wesen. Wie das ganz vortrefflich nach seinem ersten Zweck und Bestimmung gewesen, wo Pestalozzi nur die geringe Volksklasse im Sinne gehabt, die armen Menschen, die in einzelnen Hütten in der Schweiz wohnen und die Kinder nicht in Schulen schicken können. Aber wie es das Verderblichste von der Welt werde, sobald es aus den ersten Elementen hinaus gehe, auf Sprache, Kunst und alles Wissen und Können angewandt werde, welches notwendig ein Überliefertes voraussetze, und wo man nicht mit unbekannten Größen, leeren Zahlen und Formen zu Werk gehen könne. Und nun gar dazu der Dünkel, den dieses verfluchte Erziehungswesen erzeuge; da sollte ich nur einmal die Dreistigkeit der kleinen Buben hier in der Schule sehen, die vor keinem Fremden erschrecken, sondern ihn in Schrecken setzen! Da falle aller Respekt, alles weg, was die Menschen unter einander zu Menschen macht. 'Was wäre denn aus mir geworden,' sagte er, 'wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor andern zu haben. Und diese Menschen mit ihrer Berrücktheit und Wut, alles auf das einzelne Individuum zu reducieren, und lauter Götter der Selbständigkeit zu sein; diese wollen ein Volk bilden und den wilden Scharen widerstehen, wenn diese einmal sich der elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Pestalozzi unendlich erleichtert ist. Wo sind da religiöse, wo moralische und philosophische Maximen, die allein schützen könnten?' ... Und Goethe hat mich wiederholt um Gotteswillen, nicht in die Schule zu gehen, ich würde zu sehr erschrecken. Cramer hatte mir schon vor seiner Rückkehr gesagt, daß ihn das Pestalozzische System außerordentlich interessiere und er immer davon spreche." Da die herz- und gemüthlose, einseitige Verstandesdressur seitdem in unseren Schulen eher zu- als abgenommen hat, so lassen sich hieraus leicht die Linien weiter ziehen, die uns ein Bild von dem geben, was Goethe über ähnliche Erscheinungen in unserem heutigen Schulwesen geurtheilt haben würde.

In dem Streite über die sogenannte altklassische Bildung, der, was hierbei gewöhnlich übersehen wird, erst nach der Einführung des Maturitätsexamens so lebhaft entbrannt ist, wird gewöhnlich als eine Hauptstütze für die Beibehaltung der griechischen und römischen Sprachstudien in ihrem ganzen Umfange Goethes Wort mit angeführt: „Möge das Studium der griechischen und römischen Litteratur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben.“ (Sprüche in Prosa Nr. 510.) Wie Goethe aber dieses Wort eigentlich meint, geht aus seinen Gesprächen deutlich hervor. Er ist nämlich durchaus der Meinung, die er wiederholt ausspricht, daß die alten Schriftsteller recht wohl nur in deutschen Übersetzungen in der Schule gelesen werden könnten. Das Deutsche sei



heute so weit entwickelt, daß es als Ersatz eintreten könne. Noch schärfer äußert er sich in einem Gespräche mit Riemer am 25. November 1808, wo er im Hinblick auf Friedrich August Wolff sagt: „Schon fast seit einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht auf das Gemüt dessen, der sie treibt, und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischen getreten ist, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat. Daß die Humaniora nicht die Sitten bilden! Es ist keineswegs nötig, daß alle Menschen Humaniora treiben. Die Kenntnisse, historisch, antiquarisch, belletristisch und artistisch, die aus dem Altertum kommen und dazu gehören, sind schon so divulgirt, daß sie nicht unmittelbar an den Alten abstrahiert zu werden brauchen, es müßte denn einer sein Leben hineinstecken wollen. Dann aber wird diese Kultur doch nur wieder eine einseitige, die vor jeder anderen einseitigen nichts voraus hat, ja noch obenein nachsteht, indem sie nicht produktiv werden und sein kann.“ Ähnlich spricht er sich am 18. November 1806 gegen Riemer aus: „Der Freiheitsfinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Frage. Was dort aus dem ganzen Zustand der Nation, ihrer Jugend, ihrer Lage zu anderen, ihrer Kultur hervorging, wird bei uns eine ungeschickte Nachahmung. Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von anderen Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; unsere bürgerliche Existenz ist nicht die der Alten; wir leben auf der einen Seite viel freier, ungebundener und nicht so einseitig beschränkt als die Alten, auf der anderen ohne solche Ansprüche des Staates an uns, daß wir eifersüchtig auf seine Belohnung zu sein Ursache und deswegen einen Patrizieradel zu soutenieren hätten. Der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst führt uns zur Mittheilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgiebt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann. Sich den Obern zu widersetzen, einem Sieger störrig und widerspenstig begegnen, weil uns Griechisch und Lateinisch im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht, ist kindisch und abgeschmackt. Das ist Professorstolz, wie es Handwerksstolz, Bauernstolz und dergleichen giebt, der seinen Inhaber ebenso lächerlich macht, als er ihm schadet.“ Und als er am 5. Februar 1830 dem Kanzler von Müller das Werk eines Berliner Professors (C. Lommatsch) über die Weisheit des Empedokles zeigte, rief er aus: „Glücklich alle, die sich nicht mit solchem abstrusen Zeug abzugeben haben!“

Und so wendet sich Goethe, wo er nur kann, gegen das übertriebene Verlangen gelehrter Kenntnisse. „Ich kann nicht billigen“, sagt

er am 12. März 1828, „daß man von den studierenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretisch gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheueren Vorrat an philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nötige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist. Und dann: bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist! Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier thäte es not, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen.“ Und über die jungen Gelehrten seiner Zeit äußert Goethe einmal: „Es vergeht bei mir kaum ein Tag, wo ich nicht von durchreisenden Fremden besucht werde. Wenn ich aber sagen sollte, daß ich an den persönlichen Erscheinungen, besonders junger deutscher Gelehrter aus einer gewissen nordöstlichen Richtung, große Freude hätte, so müßte ich lügen. Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend: das ist das Bild der meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unsereiner Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Spekulation sie zu interessieren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiederbringlich; denn wenn einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er es in seinem vierzigsten sein.“ Die Gründe für solche Erscheinungen findet Goethe in verkehrter Erziehung: „Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, sodaß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister.“

Kein Wort gebraucht Goethe so oft im Zorn gegen die Einseitigkeit der Menschen als das Wort Philister. Es muß uns darum von Wert sein, zu erfahren, welchen genauen Sinn er mit diesem Worte verbindet. In einem Gespräche mit Riemer am 18. August 1807 erklärt er es in folgender Weise: „Der Philister negiert nicht nur andere Zustände als

der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise existieren sollen. Er geht zu Fuß und ist sein Lebenlang zu Fuß gegangen. Nun sieht er jemand in einem Wagen fahren. Was das für eine Narrheit ist, ruft er aus, zu fahren, sich dahin schleppen lassen von Pferden! Hat der Kerl nicht Beine! wozu sind denn die Beine anders als zum Gehen? Wenn wir fahren sollten, würde uns Gott keine Beine gegeben haben! — Was ist es denn aber auch weiter! Wenn ich mich auf einen Stuhl setze und Räder unten anbringe und Pferde vorspanne, so kann ich auch fahren so gut wie jener. Das ist keine Kunst! Man wird in philisterhaften Äußerungen immer finden, daß der Kerl immer zugleich seinen eigenen Zustand ausdrückt, indem er den fremden negiert, und daß er also den seinigen als allgemein sein sollend verlangt. Es ist der blindeste Egoismus, der von sich selbst nichts weiß, und nicht weiß, daß der der anderen ebensoviel Recht hätte, den seinigen auszuschließen, als der seinige hat den der anderen.“

Dem Philister verwandt ist der Pedant. Doch wenn Goethe auch den Pedanten gleichfalls haßt, stellt er ihn doch höher als den Philister und läßt gewisse Arten der Pedanterie gelten. Als am 3. Februar 1830 Soret erzählte, daß ihm der französische Schriftsteller Guizot von Leuten, die diesen nur oberflächlich zu kennen schienen, als etwas pedantisch geschildert worden sei, erwiderte Goethe: „Es bleibt zu wissen übrig, welche Sorte von Pedanterie man ihm vorwirft. Alle bedeutenden Menschen, die in ihrer Lebensweise eine gewisse Regelmäßigkeit und feste Grundsätze besitzen, die viel nachgedacht haben und mit den Angelegenheiten des Lebens kein Spiel treiben, können sehr leicht in den Augen oberflächlicher Beobachter als Pedanten erscheinen.“ Und wenn er auch scharfe Worte gegen die Pedanten richtet, so ruft er doch ein andermal aus: „Gott segne die Pedanten, da sie soviel Nützliches beschicken!“ Und als man ihn an diese Worte erinnert, versetzt er freundlich: „Ja, das schickt sich wohl für mich, die Partie der Pedanten zu übernehmen, da ich selbst einer bin.“ (Gespräch Nr. 863.)

Als ein Heilmittel gegen die übertriebene Anfüllung der jungen Geister mit gelehrten Kenntnissen und die daraus erwachsenden Schäden sieht Goethe die Ausbildung des Körpers und das Turnen an. „Ich bin“, sagt er am 1. Mai 1825, „den deutschen Turnübungen durchaus nicht abgeneigt. Um so mehr hat es mir leid gethan, daß sich sehr bald allerlei Politisches dabei einschlich, sodaß die Behörden sich genötigt sahen, sie zu beschränken oder wohl gar zu verbieten und aufzuheben. Dadurch ist nun das Kind mit dem Bade verschüttet. Aber ich hoffe, daß man die Turnanstalten wieder herstelle; denn unsere deutsche Jugend bedarf es, besonders die studierende, der bei dem vielen geistigen und



gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht fehlt und somit jede nötige Thatkraft zugleich.“

Über die deutsche Sprache urteilt er wiederholt, gegen ganz verschiedene Personen, sehr günstig. Nur eine dieser Äußerungen, die sich eng mit seinem Spruche berührt: „Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht“, sei hier angeführt. Gegen einen englischen Ingenieuroffizier äußert er am 10. Januar 1825: „Ihre jungen Landsleute thun wohl, daß sie jetzt zu uns kommen und auch unsere Sprache lernen; denn nicht allein daß unsere eigene Litteratur es an sich verdient, sondern es ist auch nicht zu leugnen, daß, wenn einer jetzt das Deutsche gut versteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der französischen rede ich nicht, sie ist die Sprache des Umgangs und ganz besonders auf Reisen unentbehrlich, weil sie jeder versteht und man sich in allen Ländern mit ihr statt eines guten Dolmetschers aus helfen kann. Was aber das Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische betrifft, so können wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Übersetzungen lesen, daß wir ohne ganz besondere Zwecke nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügbarkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen.“

Kein Wunder, daß Goethe auch der Entstellung unserer Sprache durch Fremdwörter entgegentrat. So erzählt der Schriftsteller G. Reinbeck, daß an den Abenden des Winters von 1806 — 1807 die hervorragenden Geister Weimars häufig bei Johanna Schopenhauer zusammenkamen, auch Goethe war regelmäßig da. „Oft betraf“, heißt es in diesem Berichte, „die Unterredung die Sprache, und ich erinnere mich noch des Aufwandes von Scharfsinn, für aufgegebene Fremdwörter echt deutsche zu suchen. So schuf Goethe für Balancieren: in der Schwebel, und ich glaube, der Ausdruck, der in den meisten Fällen so treffend ist, trat an diesem Abend zuerst hervor.“ Ein andermal (am 20. Juni 1831) kommt Goethe auf den Ausdruck Komposition zu sprechen und sagt: „Es ist ein ganz niederträchtiges Wort, daß wir den Franzosen zu danken haben, und daß wir so bald wie möglich wieder los zu werden suchen sollten. Wie kann man sagen: Mozart habe seinen ‚Don Juan‘ komponiert! Komposition — als ob es ein Stück Kuchen oder Biskuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiste und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Produzierende keineswegs versuchte und stückelte und nach Will-

für verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, sodaß er ausführen mußte, was jener gebot."

In herrlicher Weise tritt uns in den Gesprächen Goethes namentlich auch die wunderbare Wandlung und Verjüngung seines Geisteslebens entgegen, die durch die Reise am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815 herbeigeführt wurde und deren Früchte besonders im west-östlichen Divan, sowie in vielen der köstlichsten Sprüche des Dichters sich uns darbieten. Mit Recht hat Konrad Burdach diese Reise, in der sich die längst schon vorbereitete Wendung Goethes von der antiken Welt zur deutschen Heimat, vom Klassizismus zum Romantizismus entschieden vollzieht, in seinem Aufsatz über „Goethes Ghazel auf den Elfer“ (Goethe-Jahrbuch XI, S. 3—18) der italienischen Reise gleichgestellt, durch die er einst umgekehrt von der deutschen zu der antiken Kunstweise hinübergeführt worden war. Ich kenne nichts Herrlicheres, als dieses Wiedererwachen der Jugend, der höchsten Lebensfreudigkeit, der vollsten Dichterkraft, des vollkommen deutschen Fühlens und Denkens in der Brust des fünfundsechzigjährigen Dichters, der umgeben von dem Zauber der Rhein- und Mainlandschaft, erquickt von der herzlichen Freundschaft des Willemerschen Kreises, der Brüder Boisseree u. a., hingegriffen von der Liebe zu Marianne Jung-Willemer, innig angezogen von den reichen deutschen Kunstschätzen und altdeutscher Denk- und Anschauungsweise uns die Tiefen seines Gemüts öffnet und zum reinsten, edelsten, schönsten und zugleich kraftvollsten Schauen und Schaffen sich emporhebt. Wie Frühlingshauch quillt es uns aus den Berichten über jene Zeit entgegen; wie in einem Jungbrunnen baden wir uns selbst Herz und Geist frisch in jenen Erzählungen von den köstlichen Stunden, die der Dichter, wie vom Zauber ewiger Jugend umspinnen, hier verlebt. Und wenn Goethe auch später noch zuweilen scharfe Worte namentlich gegen die „Christelnde Dichtung“ der Schlegel zu finden wußte, so ist doch seitdem sein Standpunkt dem Romantischen gegenüber der, den er selbst im zweiten Teile des Faust so klar zum Ausdruck gebracht hat und außerdem noch unzweideutig Eckermann gegenüber am 16. Dezember 1829 ausspricht: „Die Franzosen fangen nun auch an über diese Verhältnisse richtig zu denken. ‚Es ist alles gut und gleich, sagen sie, Klassisches wie Romantisches, es kommt nur darauf an, daß man sich dieser Formen mit Verstand zu bedienen und darin vortrefflich zu sein vermöge. So kann man auch in beiden absurd sein, und dann taugt das eine so wenig wie das andere.‘ Ich dachte, das wäre vernünftig und ein gutes Wort, womit man sich eine Weile beruhigen könnte.“

Fast auf jeder Seite der Gespräche tritt uns aber eins aufs nachdrücklichste und eindringlichste entgegen, daß nämlich Goethe durchaus

eine positive und produktive Natur war. Und darum gerade kann er heute, wo die negativen und kritischen Geister überwiegen und die Herrschaft an sich gerissen haben, unser Retter und Befreier werden. Goethe haßt alle bloße Opposition und Negation. Das geht soweit, daß er sogar bloße negative Ausdrücke der Sprache wie „nichts anders als“ u. ähnl. bekämpft. So äußert er am 24. Februar 1825 über Byron: „Daß er sich vom Herkömmlichen, Patriotischen lossagte, hat nicht allein einen so vorzüglichen Menschen persönlich zu Grunde gerichtet, sondern sein revolutionärer Sinn und die damit verbundene beständige Agitation des Gemüths hat auch sein Talent nicht zur gehörigen Entwicklung kommen lassen. Auch ist die ewige Opposition und Mißbilligung seinen vortrefflichen Werken selbst, so wie sie daliegen, höchst schädlich. Denn nicht allein, daß das Unbehagen sich dem Leser mittheilt, sondern auch alles opponierende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative ist nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde.“ Als ihm am 18. Juni 1826 vom Kanzler v. Müller ein scharfes Witzwort Riemers mitgeteilt wird, bringt ihn das in gewaltigen Zorn. „Durch solche böswillige und indiskrete Dichteleyen“, ruft er aus, „macht man sich nur Feinde und verbittert Laune und Existenz sich selbst. Ich wollte mich doch lieber aufhängen, als ewig negieren, ewig in der Opposition sein, ewig schußfertig auf die Mängel und Gebrechen meiner Mitlebenden, Nächstlebenden lauern. Ihr seid noch gewaltig jung und leichtsinnig, wenn ihr so etwas billigen könnt. Das ist ein alter Sauerteig, der den Charakter infiziert hat und aus der Revolutionszeit stammt.“ An Platen tadelt er die „unselige polemische Richtung“, die ihn hindere, ein guter Poet zu sein (Gespr. Nr. 1329) und von dem französischen Schriftsteller Courier sagt er: „Er ist in seiner ganzen Richtung nicht positiv genug, als daß man ihn durchaus loben könnte. Er liegt mit der ganzen Welt im Streit, und es ist nicht wohl anzunehmen, daß nicht auch etwas Schuld und etwas Unrecht an ihm selber sein sollte.“ (Nr. 1355.) Und über seine eigene Polemik gegen Newton urteilt er am 15. Mai 1831: „Sie war zu ihrer Zeit notwendig und wird auch in der Folge ihren Wert behalten, allein im Grunde ist alles polemische Wirken gegen meine eigentliche Natur, und ich habe daran wenig Freude.“

Über die Strömungen in Litteratur und Wissenschaft, wie sie im 19. Jahrhundert sich geltend machten, spricht er sich, da sie ihm im all-



gemeinen zu viel Negation enthielten, daher nicht sehr günstig aus. So äußert er am 15. Oktober 1825: „Mangel an Charakter der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen ist die Quelle alles Übels unserer neuesten Litteratur. Besonders in der Kritik zeigt dieser Mangel sich zum Nachtheile der Welt, indem er entweder Falsches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns besser wäre. Bisher glaubte die Welt an den Heldenfinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik<sup>1)</sup> und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! Und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben . . . . . Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menschen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu thun ist, nie so kennen gelernt, wenn ich mich nicht durch meine naturwissenschaftlichen Bestrebungen an ihnen versucht hätte. Da aber sah ich, daß den meisten die Wissenschaft nur etwas ist, insofern sie davon leben, und daß sie sogar den Irrtum vergöttern, wenn sie davon ihre Existenz haben. Und in der schönen Litteratur ist es nicht besser. Auch dort sind große Zwecke und echter Sinn für das Wahre und Tüchtige und dessen Verbreitung sehr seltene Erscheinungen. Einer hegt und trägt den anderen, weil er von ihm wieder gehegt und getragen wird, und das wahrhaft Große ist ihnen widerwärtig und sie möchten es gern aus der Welt schaffen, damit sie selber nur etwas zu bedeuten hätten. So ist die Masse, und einzelne Hervorragende sind nicht viel besser.“ Noch schärfer äußert er sich über die schöngeistigen Schriftsteller am 6. April 1829: „Das Böhmen ist ein eigenes Land, ich bin dort immer gern gewesen. Die Bildung der Litteratoren hat noch etwas Reines, welches im nördlichen Deutschland schon anfängt selten zu werden, indem hier jeder Lump schreibt, bei dem an ein sittliches Fundament und eine höhere Absicht nicht zu denken ist.“ Und auf die Unempfänglichkeit nicht nur der großen Masse, sondern auch der gebildeten Kreise für das Schöne hinweisend, die in Deutschland ein unausrottbares Erbübel zu sein scheint, klagt er am 3. Mai 1827 mit bitterem Unmuth: „Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultiviert, allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten soviel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied be-

---

1) Goethe denkt an Niebuhrs römische Geschichte.

geistern, und daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen."

Über all diese bitteren Wahrheiten, die Goethe hier seinem Volke sagt, hebt sich aber doch siegreich der Glaube an eine bessere Zukunft Deutschlands empor, und versöhnend berührt uns ein wunderbar prophetisches Wort, das uns zwei Polen aufbewahrt haben (die Dichter Adam Mickiewicz und Anton Eduard Odhyniec), die 1829 eine Zeitlang in Weimar weilten und viel bei Goethe verkehrten. „Goethe sagte," berichten diese (vom 25. August 1829, wo sie bei Goethe zu Tisch waren), „daß unser neunzehntes Jahrhundert nicht einfach die Fortsetzung der früheren sei, sondern zum Anfang einer neuen Ära bestimmt scheine; denn solche große Begebenheiten, wie sie die Welt in seinen ersten Jahren erschütterten, könnten nicht ohne große, ihnen entsprechende Folgen bleiben, wenngleich diese wie das Getreide aus der Saat langsam wachsen und reifen. Goethe erwartet sie nicht früher als im Herbst des Jahrhunderts, das ist: in seiner zweiten Hälfte, wenn nicht sogar erst in seinem letzten Viertel. Er behauptete dabei, die Vergangenheit zum Zeugen nehmend, daß alle großen weltgeschichtlichen Begebenheiten, alle großen Weltentdeckungen und Erfindungen, endlich die großen Männer meist nach der zweiten Hälfte oder zum Schlusse eines Jahrhunderts gekommen wären."

Namentlich tritt uns auch Goethes echt deutsche Gesinnung und Denkweise in den Gesprächen klar und unverhüllt entgegen. Als einmal am 14. März 1830 Soret ihm gegenüber den Vorwurf erwähnt, den man dem Dichter daraus machte, daß er 1813 nicht auch die Waffen ergriffen oder wenigstens nicht als Dichter eingewirkt habe, antwortete er: „Lassen wir das, mein Guter! Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß, was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben, allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war. Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder thut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tageswerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen . . . Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue

Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gern los, und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christentum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen. Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen, was an all dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine Xenien, und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat. Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer. Ja, mein Guter! Sie werden es nicht anders finden."

Besonders deutlich tritt uns Goethes echte Vaterlandsliebe in den Gesprächen mit Heinrich Luden entgegen, der anfangs auch das Vorurteil hegte, Goethe nehme keinen Anteil an dem Geschick Deutschlands, zuletzt aber, nachdem er wiederholt mit Goethe längere Unterredungen gehabt hat, begeistert bekennt: „Nur das Eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das Innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzvolle Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte.“ (Gespr. 590.) Darauf, daß Goethe in den Jahren, als Napoleon in Deutschland siegreich vordrang, damit umging, eine Gesellschaft zur Rettung der deutschen Kultur zu gründen, hat schon L. Geiger im Goethe-Jahrbuch unter nachdrücklicher Betonung der vaterländischen Gesinnung Goethes hingewiesen.

Zum Schlusse nur noch einige kleine Züge Goethes, die uns aus seinem Lebensbild, wie es in den Gesprächen klar vor uns liegt, entgegen treten. Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo Goethe den Menschen hingestellt wissen will und wo er sich selbst am wohlsten fühlt; in der Bewegung, beim Wandern über Berg und Thal hat er sein Bestes geschaffen. Er haßt die Studierstube und beklagt den Stubengelehrten, Brille und Brillenträger sind ihm zuwider und verderben ihm die gute Laune. Ebenso verabscheut er den Tabak. Die Engländer hält er für die freieste und kraftvollste Nation, wenn er auch ihre Wunderlichkeiten keineswegs in Schutz nimmt; er hebt auch



hervor, daß sie besonders als praktische Menschen groß seien. Goethe liebt die Musik außerordentlich, ist aber kein Freund von durchkomponierten Strophenliedern. Besonders das Heitere, Durchsichtige, Liebliche in der Musik war ihm willkommen; gegen Beethoven verhielt er sich ablehnend. „An den Beethoven,“ erzählt Felix Mendelssohn-Bartholdy, „wollte er gar nicht heran, ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen, und spielte ihm nun das erste Stück der C-Moll-Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. Er sagte erst: ‚Das bewegt aber gar nichts, das macht nur staunen; das ist grandios!‘ Und dann brummte er so weiter und fing nach langer Zeit wieder an: ‚Das ist sehr groß, ganz toll! Man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein. Und wenn das nun alle die Menschen zusammen spielen!‘ Und bei Tische, mitten in einem anderen Gespräch, fing er wieder damit an.“ Die schöne Sitte, das Mahl mit Gesängen zu würzen, gehörte zu Goethes besonderen Tafelfreuden bei festlichen Gelegenheiten; gewöhnlich folgte da nach jedem Gange ein Gesang.

Alle Arten von Bequemlichkeit waren ganz gegen Goethes Natur. In seinem Zimmer stand kein Sofa; er saß immer in seinem alten hölzernen Stuhl und erst, nachdem er die Achtzig überschritten, ließ er eine Art von Lehne für den Kopf anfügen. „Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln,“ sagte er, „hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt ist, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen.“ (Gespr. Nr. 1358.) Gegen die gotischen oder altdeutschen Zimmer, die damals in die Mode kamen, äußerte sich Goethe besonders scharf: „In einem Hause, wo so viele Zimmer sind, daß man einige derselben leer stehen läßt und im ganzen Jahre vielleicht nur drei-, viermal hineinkommt, mag eine solche Liebhaberei hingehen und man mag auch ein gotisches Zimmer haben, sowie ich es ganz hübsch finde, daß Madame Panckoucke in Paris ein chinesisches hat, allein sein Wohnzimmer mit so fremder und veralteter Umgebung auszustaffieren, kann ich gar nicht loben. Es ist immer eine Art von Maskerade, die auf die Länge in keiner Hinsicht wohlthun kann, vielmehr auf den Menschen, der sich damit befaßt, einen nachtheiligen Einfluß haben muß; denn so etwas steht im Widerspruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir gesetzt sind, und wie es aus einer leeren und hohlen Gefinnungs- und Denkwungsweise hervorgeht, so wird es darin bestärken.“

Goethe hat nie seinen Frankfurter Dialekt ganz abgelegt, noch in seinem Alter war bei ihm, besonders in vertraulicher Rede, ein Anflug seiner südlichen Mundart zu hören. Als ihm das von Norddeutschen

zum Vorwurf gemacht wurde, antwortete er: „Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.“ Seine Stimme war noch im Alter ausdrucksvoll und volltönend; doch liebte er eine gedrungene Redeweise und ließ gern die Pronomina weg. „Waren also in Italien? Haben vielleicht auch die unterirdischen Stätten bei Neapel besucht? Freut mich! Höre das gern“ u. s. w. redet er den Maler und Architekten Wilhelm Zahn an. Gewöhnlich erschien er vor dem Besucher schwarz gekleidet oder im langen blauen Rock, den Ordensstern auf der Brust, in gerader, einige Besucher sagen: steifer Haltung. Doch war diese Steifheit, wie andere berichten, die ihm näher standen, nur scheinbar; sie war eine Hülle, hinter der er seine innere Erregung verbarg, in welche er durch jeden Besuch versetzt wurde, Unberufene Frager wußte er geschickt abzufertigen. Als ihn Karl von Holtei fragte, was eigentlich damit gemeint sei, wenn Faust an Helenas Seite die Landgebiete an einzelne Heerführer verteile, unterbrach er ihn sehr freundlich und ließ ihn mit den Worten stehen: „Ja, ja, ihr guten Kinder! wenn Ihr nur nicht so dumm wäret!“ Die Berliner Bäckerfrau Dutitre, eine begeisterte Verehrerin Goethes, die, nachdem sie endlich eine Audienz bei Goethe bewilligt erhalten, in höchster Aufregung das Empfangszimmer durchmißt, und als der Ersehnte erscheint, auf ihn zustürzt mit den pathetisch deklamirten Worten:

„Fest gemauert in der Erde  
Steht das Haus aus Thon gebrannt“

verläßt er mit den Worten: „Es freut mich, daß Sie meinen Freund Schiller ehren.“

Goethe rühmt sich gern, daß er viel Zeit dadurch gewonnen, daß er nie Tabak geraucht und nie Schach gespielt habe; der Mensch könne unglaublich viel leisten, wenn er die Zeit einzuteilen und recht zu benutzen wisse. Obwohl Goethe Jura studiert hatte, rechnete er sich nicht zu den Juristen, sondern spricht immer von den Juristen, Advokaten u. s. w. als von dritten Personen. Er ist ein Gegner der Pressfreiheit und hält eine Regierung, welche die Presse freigiebt, für unklug; er stellt ein solches Verfahren auf gleiche Stufe, als wenn Holland die Freiheit der Meereswegen und Bergströme proklamieren wollte. (Gespr. Nr. 1342.) Doch erklärt er in Bezug auf seine politische Richtung, daß er ein gemäßigter Liberaler sei, „wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen, und in welchem Sinne zu wirken er während eines langen Lebens sich bemüht habe“. (Gespr. Nr. 1252.) „Der wahre Liberale“, äußert er, „sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, so viel Gutes zu bewirken, als er nur immer kann; aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen.

Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebensoviel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn das Bessere zu erreichen Zeit und Umstände begünstigen.“ Ganz erzürnt war Goethe über das neue Judengesetz vom 20. Juni 1823, welches die Heirat zwischen Christen und Juden gestattete. Wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, meinte Goethe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen, als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch solch ein skandalöses Gesetz untergraben. (Gespr. Nr. 871.)

Merkwürdig ist eine Äußerung Goethes, daß er, der Vielbenedigte, nie eigentlich Glück in seinem Leben gehabt habe; bei allen Glücksspielen und Lotterien sei er leer ausgegangen. Aber beim Scheibenschießen der Weimarer Armbrustschützengilde trifft er das Centrum (1827 im September), und die Weimarer Bürger meinten, Goethe sei immer ein Glückskind gewesen. Dem Scheibenschießen war Goethe nicht abgeneigt, unser deutsches Regelpfandvergnügen dagegen fand er roh und ordinär, es habe sehr viel vom Philister.

Krankheit hielt der Dichter für das größte irdische Übel. Daher trat er auch entschieden für den Impfszwang ein (Gespr. Nr. 1336); gegen die unübersehbaren Wohlthaten des Gesetzes kämen kleine Ausnahmen nicht in Betracht. Häufig rühmte er, daß er niemals an Zahn- oder Kopfschmerz gelitten. Seine Zähne waren noch im höchsten Alter im guten Zustande. Dagegen ist es eine wenig bekannte Erscheinung, daß Goethe immer nach längerem geistigen Produzieren von einer bedeutenden Krankheit heimgesucht wurde. (Gespr. Nr. 1434.) Die Heilkunst und ihre echten Jünger schätzte er sehr hoch. Alles Häßliche und Düstere verstimmt ihn, sein Lebenselement war das Heitere und Schöne.

Und so sei denn das vorliegende Werk, das berufen ist, ein deutsches Nationalwerk zu werden, welches nach allen Seiten hin fördernd und segenspendend wirkt, dem deutschen Volke und insbesondere den deutschen Erziehern aufs wärmste ans Herz gelegt. Den Personen, die Goethes mündliche Äußerungen uns überliefert haben, können wir mit geringen Ausnahmen vollen Glauben entgegenbringen. Zuweilen werden die nämlichen Gespräche von verschiedenen Berichterstattern zugleich erzählt, und wir erkennen aus der Übereinstimmung die Genauigkeit der Wiedergabe. Der Herausgeber hat solche Berichte immer unter derselben Nummer zusammengestellt. Von Eckermann insbesondere berichtet ein Künstler, der bei Goethe längere Zeit täglich zu Tische weilte: „Um



Goethe herum saßen seine lebenden Lexika, die er bei Gelegenheit aufrief; denn er mochte sich nicht selber mit dem Ballast der bloßen Stubengelehrsamkeit beschweren. Riemer vertrat die Philologie, Meyer die Kunstgeschichte und Eckermann entrollte sich als ein endloser Citatenkneuel für jedes beliebige Fach. Dazwischen lauschte er mit eingezogenem Atem den Worten des Meisters, die er wie Orakelsprüche sofort auswendig zu lernen schien.“ (Gespr. Nr. 1123). In Bezug auf Eckermanns Gespräche mit Goethe hat bereits Heinrich Dünker in seiner Einleitung und den Anmerkungen zur sechsten Auflage (Leipzig, Brockhaus 1885) in dankenswerter Weise zahlreiche Belege aus Goethes Schriften und Briefen für die Genauigkeit, mit der Eckermann berichtete, beigebracht. In meinen demnächst erscheinenden Erläuterungen zu Goethes Gesprächen, mit deren Abfassung Herr Geheimrat Freiherr von Biedermann und die Verlags-Handlung mich beauftragt haben, bin ich bemüht gewesen, die wichtigsten der mündlichen Äußerungen Goethes durch Aussprüche aus seinen Dichtungen, Aufsätzen und Briefen zu beleuchten und zu stützen. Dabei hat sich mir die Gewißheit aufgedrängt, daß wir es bei der weit überwiegenden Mehrzahl der Berichterstatter, die der Herausgeber in dem vorliegenden Werke hat zum Wort kommen lassen, mit durchaus glaubwürdigen Personen zu thun haben, die auch im Stande waren genau zu hören und das Gehörte getreu wiederzugeben.

Und so trete denn der Sprechende Goethe neben den Schreibenden, und er gehe in dieser neuen Gestalt hin unter unser Volk und über die Grenzen unseres Volkes hinaus, durch die Klarheit seines Denkens, die Reinheit seiner Auffassung, die Tiefe und Größe seiner Anschauung, die Kraft und Schönheit seiner Rede, die versöhnende Milde seines weit-schauenden Geistes Herz um Herz, Haus um Haus, Land um Land und Volk um Volk erobernd und die Menschheit aus der Nacht der Zwi-tracht und des Hasses, der Einseitigkeit und Verblendung mit sich zu jenen reinen Höhen emporreißend, wo das Menschheitsideal sich in voller Freiheit und Schöne entfalten kann, damit so des Dichters eigenes Wort zur Wahrheit werde:

Ihr könnt mir immer ungescheit  
Wie Blüchern Denkmäler setzen;  
Von Franzen hat er euch befreit,  
Ich von Philister-Nenzen.

## Bemerkungen zu deutschen Volksliedern.

Von Robert Sprenger in Northeim.

Folgende Bemerkungen sammelte ich bei der Lektüre der auch in unserer Zeitschrift empfohlenen Auswahl aus dem deutschen Volkslied von Direktor Dr. A. Matthias. Ich glaube mit denselben, wenn sie auch nicht viel Neues bieten, denen einen Dienst zu leisten, welche das Büchlein beim Unterricht benutzen wollen. Auch hoffe ich für eine zweite Auflage einiges zur Verbesserung beizutragen.

1, 157. Was hat er in seinem Munde?

Mund wird als Hand erklärt. Diese Bedeutung, im Althochdeutschen häufig, ist aber schon im Mittelhochdeutschen erloschen. Wir werden daher Mund hier in seiner gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen haben.

3, 10. Lieber sant Lienhart, hilf mir uß!  
ich wil dir buwen ein isne hus,  
das kost recht was es welle.

Der Herausgeber denkt an ein eisernes Haus als Weihgeschenk. Dazu paßt aber doch wohl kaum buwen. Ich glaube, daß an den Bau einer Kirche oder Kapelle zu denken ist. In isne steckt wohl ein Druckfehler (nies?).

3, 14. Die Erklärung des wenn, welche der Herausgeber giebt, ist mir nicht recht einleuchtend.

11, 34. wie bist so ser zerhauen  
unter dein augen!

Hier konnte bemerkt werden, wie mit unter dein augen meist die ganze untere Hälfte des Gesichtes bezeichnet wird.

16, 8. Wol für des meien blüte  
hab ichs mir auserwelt,  
Das schafft ir zucht und güte,  
kein mensch mir baß gefelt.

Der Herausgeber erklärt B. 8 für = von . . . an, seit (der Blüte des Mais). Ich halte diese Verwendung von für nicht für möglich, glaube vielmehr, daß es hier im älteren Sinne = vor (Übertreffen und Bevorzugung bezeichnend) zu nehmen ist, vgl. auch 18, 5 flg.

Ein edles röslein zarte,  
von roter farbe schön,  
Blüt in meines herzen garte,  
für all blümlein ichs krön.

Wir haben hier dieselbe Anschauung wie wir sie im Liede Walthers von der Vogelweibe (Pfeiffer 5):

So die bluomen ûz dem grase dringent

finden: „Wie herrlich und herzerfreuend der Mai mit all seiner Pracht auch ist, so wird er doch durch eine edle, schöne Frau weit übertroffen.“

17, 35. Vom Je länger je lieber (Gaisblatt) glaubt man in einigen Gegenden, daß sein Duft Fieber veranlasse.

17, 43. Gar lieblich sie anschauen  
die schönen blümlin stan.

Am einfachsten ist es wohl zu sagen, daß anschauen hier wie sehen konstruiert wird.

19, 13. So sten die steglein auch allein.

Der Herausgeber erklärt: Wenn der Knabe die Rose bricht, stehen die Stege verlassen da; d. h. der Knabe geht seine Wege allein und wird verschwiegen sein. Ich glaube kaum, daß sich dies aus dem überlieferten Texte herausdeuten läßt; nehme auch besonders an dem Diminutivum steglein Anstoß und vermute, daß steglein (Stenglein) zu lesen ist. „Wenn die Rosen gebrochen sind, stehen die Stengel verlassen da.“

19, 25. Das röslein, das mir werden muß,

Das hat mir treten auf den fuß  
und gschach mir doch nicht leide.

Hier war an den in manchen Gegenden heimischen Aberglauben zu erinnern, daß bei der Trauung die Braut dem Bräutigam auf den Fuß zu treten sucht, weil sie dann die Herrschaft im Hause zu erlangen hofft; vgl. auch die Redensart: „Unter den Pantoffel kommen“.

21, 1. Mein feins lieb ist von Flandern  
Und hat ein wankeln mut,  
Sie gibt ein umb den andern,  
das tut die leng nit gut;

Der Herausgeber erklärt zu B. 3: Sie giebt = sie giebt Gehör; sie schenkt bald diesem, bald jenem ihre Gunst. Diese Erklärung ist nicht möglich, es müßte dann wenigstens der Dativ einem stehen. Ich erkläre: „Sie giebt einen um den anderen auf“. Es geht bei ihr wie bei dem Mädchen, von dem 22, 1 sagt:

Dein herz ist wie ein taubenhaus,  
man billig von dir saget:  
Einer fliegt ein, der ander aus . .

23, 30. In meine farb ist er gekleidt.



Hier dürfte für die Privatlektüre der Schüler der Hinweis am Platze sein, daß der Ritter die Farben seiner erwählten Dame zu tragen pflegte.

30, 19 u. 20. Laß faren was nit bleiben will!  
man find't der schönen junkfreulin mere.

müchte der Herausgeber als Worte des alten Reiters fassen. Ich glaube aber doch, daß sie, als ein plötzlicher Ausbruch leichtsinniger Stimmung, dem Jungen zuzuschreiben sind.

31, 23. halt dich in hut, das bitt ich dich!

Schon aus der Bemerkung des Herausgebers zu dem Vers geht hervor, daß das ein Druckfehler statt des ist.

32. Abschied von Innsbruck. Hier war zu bemerken, daß die Anfangstrophen dieses Liedes umgedeutet 'uff einen geistlichen Sinn' in dem bekannten Kirchenliede von Johann Hesse († 1547) wiederkehren:

O Welt, ich muß dich lassen,  
ich fahr dahin mein Straßenn  
ins ewge Waterland.

B. 17 ist sparen = behüten, bewahren.

34, 15 flg. Lehnen sich unzweifelhaft an das unter Nr. 82 mitgeteilte geistliche Volkslied „Es ist ein Ros' entsprungen“ B. 7 flg. an.

35, 13. Sitzen da zwei Turteltauben  
Droben auf dem durren Ast

Vgl. auch 10, 47 flg.

So will ich mir brechen meinen mut  
gleich wie das turtelteublein tut.  
Es setzt sich auf ein durren ast,  
das irret weder laub noch gras  
Und meidet das brünnelein küle,  
und trinket das wasser trübe.

Die Turteltaube gilt als Bild ehelicher Treue. Wenn sie den Tauber verloren hat, setzt sie sich nie auf einen grünen Ast und trübt das Wasser, bevor sie es trinkt. Schon bei Wolfram Parzival 57, 11 heißt es:

in freude vant den durren zwic,  
als noch diu turtelteube tuot,  
diu het ie den selben muot:  
swenne ir an trütscheft gebrast,  
ir triuwe kôs den durren ast.

Weitere Stellen aus mittelhochdeutschen Dichtern bei Bartsch zu dieser Stelle im mittelhochdeutschen Wörterbuch und bei Lexer (nachzutragen: H. v. Krolewiz, Vaterunser 325—338). Auch bei Shakespeare findet sich der Vergleich Wint. tale V, 3, 132:

I, an old turtle,  
Will wing me to some wither'd bough and there  
My mate, that's never to be found again,  
Lament til I am lost.

Zu 39, 55 vergl. das Mühlenlied herausgegeben von H. Jellinghaus im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Bd. III, S. 86 flg. und den Aufsatz von Hermann Brandes, ebend. Bd. IX, S. 49 flg.

Zu 40 Buchsbaum und Felsinger. Ein Streitlied zwischen Wasser und Wein in ähnlichen Formen und mit wörtlichen Anklängen findet sich in des Knaben Wunderhorn (beginnend: Ich weiß mir ein Viedlein hübsch und fein), welches auch in manchen Lesebüchern, z. B. Palldamus-Scholderer 4 Teil (9. Aufl.) S. 159 flg. mitgeteilt ist. Vergl. außer dem öfter wiederkehrenden Versanfang: Da sprach das Wasser (der Wein): Bin ich so fein auch Str. 14

Da sprach der Wein: „Und du hast recht,  
Du bist der Meister, ich bin der Knecht;

u. f. w. mit B. 55 flg.

43, 39 flg. habe ich fast wörtlich vor dreißig Jahren in Queblinburg aussagen hören. B. 43 lautete: Sie schwommen sanft und leise (ohne viel Geräusch).

45, 12. es (das Wasser) schwenkt eim nur den Mund. „Es ist nur gut den Mund damit zu spülen,“ schwenken in dieser Bedeutung außer, wie schon nachgewiesen, in Uhlands Schenk von Limburg in Clemens Brentanos Märchen vom Dilldapp (Abdruck in Meyers Volksbüchern) I, 250 Sie sprach: „Ich schwenke Kanne und Glas,“ und im „Urfaust“ 2. Abdruck von Erich Schmidt S. 73: Gretgen gebeugt schwenkt die Krüge im nächsten Brunnen füllt sie mit frischen Blumen die sie mitbrachte.

48, 5 Als ich ein wesen han,  
so muß ich bald davon.

Es scheint mir natürlicher, folgendermaßen zu erklären: „So wie es mit mir steht, muß ich bald sterben.“ Die Erklärung des Herausgebers von Wesen = „Anwesen, Eigentum“ paßt kaum in den Zusammenhang.

50, 45. zwagen mhd. twahen eigentlich = waschen. Vergl. die Redensart: „Ich will ihm schon den Kopf waschen!“

51, 43. Ihr Nürnberger Söldner! seid nicht ehrentwert. Bemerkenswert ist das überschüssige s (es) in seids; vergl. noch Goethe, Götter, Helden und Wieland im Jungen Goethe S. 400 Wieland. Wenn ihr Herkules seid, so seid ihrs nicht gemeint. In den späteren Ausgaben (Ausgabe in 40 Bd. 7, 225) steht ihr.

51, 70. da gab man im den külen wein.

Wohl ironisch = „Da tränkte man's ihm ein.“

52, 12. Zu truchen = gedeihen: vgl. druhen im Deutsch. Wb. 2, 1456 und Leyer unter trüejē.

Mehrfache niederdeutsche Formen lassen darauf schließen, daß das Lied auf der Grenze des niederdeutschen Gebiets entstanden ist.

53, 23. Wirtl haben wir nichts zu essen?

Zu bemerken ist der Gebrauch der ersten Person Pluralis statt der zweiten, wie er sich noch jetzt findet.

55, 51. neus hier und 56, 169 ist Gen.=adv. mhd. niuwes.

56, 118. Der Herausgeber erklärt in iren halben hosen = in ihren Pluderhosen, es bezeichnet aber Hosen, die nach einer im 12. Jahrhundert aus Frankreich herübergekommenen Sitte, wie auch das Wamms, zweifarbig getragen wurden. Vergl. Leyer I, 1147 unter halben, dimidiare und halbieren.

58, 9 flg. Daß mancher landsknecht frumme  
im gartsegel umschiffet.

Hier konnte auf Brant's Narrenschiff, besonders auf c. 63 Von bettleren hingewiesen werden.

60, 16. Flügel auch niederd Flunk wird noch jetzt häufig spaßhaft für „Arm“ gebraucht.

63, 15 flg. ähnlich in einem noch gesungenen Soldatenliede:

Und wenn ich heute sterbe, so bin ich morgen tot,  
Dann begraben mich die Leute um's Morgenrot.

66. Schneiderlied ist von Cl. Brentano in seinem Märchen „Vom Schneider Siebentot auf einen Schlag“ (I, 2, 82 flg.) benutzt.

72, 35 flg. kehren fast wörtlich wieder in einem Martinsliede aus Gardelegen, vergl. Daniels Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart S. 267:

Ich wünsche dem Herrn  
Einen goldenen Tisch,  
Auf allen vier Ecken  
Einen gebratenen Fisch,  
Und in der Mitte eine große Kanne Wein,  
Das soll dem Herrn eine Stärkung sein.

Ähnlich wird dies Martinslied auch hier gesungen, vgl. Niederd. Jahrbuch VIII, 30.

83, 11. Der Herausgeber bemerkt: zitelose = Zeitlose. Maria wird mit der Herbstzeitlose verglichen, da sie ewig lebt. Daß dies nicht richtig ist, geht schon daraus hervor, daß wenn hier und in anderen Stellen die Jungfrau Maria mit der zitelose verglichen wird, das Adjektiv schön dabei steht. Weigand in seinem Wörterbuch meinte, daß sich der Geschmack in dieser Beziehung geändert habe; das Richtige findet



sich aber jetzt bei Deger III, 1138: „niemals ist unter zitelöse unsere Herbstzeitlose gemeint, sondern nur eine weiße oder gelbe Frühlings-, Maiblume (meist neben Violett, Lilien und Rosen), Crocus und Narcisse.“

87, 44. So viel Maßlieb und Rosmarin  
Schwellt unter der Sichel hin.

Schwellen hat hier die Bedeutung verschmachten, sterben, siehe Deger II, 1357 (vergl. got. swiltan).

Zu 1, 157 flg. vergl. noch: Goedeke und Tittmann, Niederbuch aus dem 16. Jahrhundert Nr. 3, 17 flg.:

Dort niden in jenem grunde  
Schwemmt sich ein hirschlein fein,  
was fürt es in seim munde?  
von gold ein ringelein.

Hier ist die Bedeutung von mund = Hand völlig ausgeschlossen.

Zu 48, 5. als ich ein Wesen han vergl. das geistliche Lied des Schlesiens H. v. Hippen († 1676):

So tret ich demnach an  
so gut ich immer kann,  
mein Amt, Beruf und Wesen,  
dazu mich Gott erlesen.

Nr. 64 findet sich in abweichender Fassung bei Goedeke-Tittmann S. 272.

Zu 71, 3. Nägelein in der Bedeutung „Fliederblumen“, die der Hg. angiebt, kenne ich nicht, dagegen wird es noch jetzt = mhd. negellin „Gewürznelke“ gebraucht. Zum Bestecken des Bettes mit Blumen vgl. Müdiger von Hunkhofens Schlegel (v. d. Hagens Gesamtabent. II, 431) S. 431, 673 nach d. Dresdner Hds.:

Das bette was bedeket,  
mit semit überdecket,  
mit wurzen wol besteket.

Zu 82. (S. 109) vergl. S. 141. Daß es eigentlich heißen muß:

Es ist ein Reis entsprungen

ist unzweifelhaft. Simrock, der in seinen Deutschen Weihnachtsliedern, Leipzig L. D. Weigel 1859 S. 37, diese Lesart aufgenommen hat, bemerkt dazu auf S. XXVI, daß Hoffmann (Deutsches Kirchenlied) bezeugt, daß diese Lesart bei Corner 1658 in Übereinstimmung mit Jesaias 11, 1.2 wirklich begegnet. Gleichwohl hat Matthias recht gethan, daß er dies einmal geläufige poetisch schönere „Ros“ bewahrt hat. Zur Entstehung dieser Lesart führte der Umstand, daß Maria als rosa sine spina bezeichnet wurde. Sie heißt auch in deutschen Liedern „die Rose.“ Vergl. Simrock S. 59.

Altissimus wollt kosen  
Mit menschlicher Natur:  
Wie wohl das thät der Rosen!

Zu 83. Über Zitelöse handelt jetzt noch einmal zusammenfassend Krause im *Niederb. Jahrbuch* XV, 44—50. Er kommt zu dem Schluß, daß die „Zydelose“ des 14. Jahrhunderts unsere bekannte Frühlingsblume, der gelbe Krokus, ist, der aus dem Südosten allmählich nach dem deutschen Nordwesten und dann Nordosten heraustram. Krause hat auch in interessanter Weise ausgeführt „wie man den bekannt klingenden und mhd. an zit und lös gemahnenden Namen bald umdeutete und nun als „zeitlos“ faßte, dann für die neue Deutung unter den bekannten Pflanzen einen Begriff suchte.“

## Wider die Chrie.

Von Heinrich Gloël in Wesel.

Es erscheint nicht überflüssig, in einer Zeitschrift für den deutschen Unterricht einige Worte zur Würdigung der Chrie zu sagen. Denn in den höheren Schulen werden Aufsätze über Sprichwörter und allgemeine Sätze noch immer häufig nach jenem Muster angefertigt. Ja, kürzlich ist in einer Abhandlung von Th. Gelbe über „die Stilübungen in den beiden oberen Klassen lateinloser höherer Lehranstalten“ (S. 22 flg.<sup>1</sup>) die Trefflichkeit der Chrie für die Jugendbildung ausdrücklich behauptet.

Verdient jene Erfindung der alten Rhetorenschulen wirklich gelobt zu werden? Ich will nicht dagegen geltend machen, daß die Behandlung allgemeiner Aufgaben überhaupt etwas Bedenkliches hat. Denn wenn auch Aufsätze, die sich an den in der Klasse behandelten Lehrstoff angeschlossen, bei weitem den Vorzug verdienen, so ist es doch in der Ordnung, daß wenigstens den Schülern der Prima jährlich ein- oder zweimal auch allgemeine Themen zur Bearbeitung gegeben werden. Nein! Der Bau der Chrie ist es, woran man Anstoß nehmen muß.

Für Schülerarbeiten empfiehlt sich die Einteilung in zwei oder drei Hauptteile, die natürlich in sich wieder gegliedert sein müssen. Die Chrie aber fällt in so viele einzelne Teile auseinander, daß darunter die Übersichtlichkeit leidet. Um so schlimmer, weil die Teile simile, exempla und testes den Teilen cur und contra im Umfange

---

1) Im Jahresberichte der Leipzig-Neudnitzer Realschule vom Jahre 1889. — Auch der 1890 in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik veröffentlichte, mir aber erst nach der Abfassung und Einsendung meines Aufsatzes (Sommer 1890) bekannt gewordene Versuch, die Chrie zu retten, muß als verfehlt bezeichnet werden.

meistens auch nicht annähernd entsprechen werden. Und ist überhaupt ein bestimmter Einteilungsgrund vorhanden? Sind die einzelnen Glieder unter sich gleichberechtigt? Stehen etwa die Beispiele aus der Natur und Geschichte und die Aussprüche berühmter Männer auf derselben Stufe wie die inneren Gründe? Nein! Nur diese sind für das Thema wesentlich und haben wirkliche Beweiskraft. Jene werden von außen herangeholt, sie können nicht beweisen, sondern nur belegen. Verwerten lassen sie sich erst, wenn sie mit der Beweisführung so verschmolzen werden, daß sie die logischen Ausführungen sofort und unmittelbar veranschaulichen.

Hinter der Masse von Beiwerk kommt bei der Thrie leicht die Hauptsache zu kurz. Wenn es dem Schüler nicht klar bewußt wird, daß es einzig darauf ankommt nachzuweisen, warum und inwieweit der zu behandelnde Satz richtig ist oder nicht, so kommt er in die Gefahr, auf die innere Begründung nicht genug Wert zu legen und die genaue und eingehende Gliederung des *cur* zu unterlassen. Die Trennung von *cur* und *contra* ist meistens überflüssig und muß oft zu lästigen Wiederholungen führen.

Auch ein *exordium cum laude auctoris* ist in den meisten Fällen verwerflich. Gelbe giebt a. a. D. S. 23 für einen Spruch aus Schillers *Glocke* folgende Mustereinleitung: a) „Einer der bedeutendsten Dichter ist Schiller; b) zahlreich, mannigfaltig und schön sind alle seine Werke; c) besonders lieblich erscheint mir sein Lied von der *Glocke*; d) Reichtum an Sentenzen, unter denen mir am meisten gefällt das Thema.“ Vor solchen Einleitungen pflege ich die Primaner geradezu zu warnen. Manche thun sich ja vielleicht auf den scheinbar energischen Fortschritt vom Allgemeinen zum Besonderen etwas zu gute. Aber gerade in diesem Gedankengange sehe ich das Fehlerhafte. Statt sich unmittelbar aus der Sache selbst zu ergeben, holt die Einleitung zu weit aus und gelangt dann mit einigen willkürlichen Sprüngen zur Aufstellung der Aufgabe. Ich halte es für das Zeichen einer guten Einleitung, daß sie nur zu dem gerade anzufertigenden Aufsatz paßt. Die angeführte ist dagegen trivial und entbehrt der individuellen Schärfe. Denn sie paßt ebenso gut oder ebenso schlecht zu jeder anderen Arbeit über Schillers *Glocke*. Ja, die von der Thrie verlangte *laus auctoris* verleitet dazu, jedesmal gerade den Dichter oder Schriftsteller, von dem ein Satz zu bearbeiten ist, als den wichtigsten und bedeutendsten zu bezeichnen. Das beste Mittel für die Schüler, ohne die übliche Schwierigkeit auf natürliche Weise zu angemessenen Gedanken für den Eingang zu gelangen, liegt übrigens darin, daß sie sich gewöhnen, die Einleitung im Unreinen erst nach der Ausführung anzufertigen.



Die verlangte Ermahnung am Schlusse nimmt sich im Munde von Schülern manchmal recht anmaßend aus und wird leicht lächerlich.

Leere Redensarten, steife Übergänge, weitschweifige, eintönige, matte Darstellung sind mit der Ehre fast notwendig verbunden.

Jeder Aufsatz, und auch jeder Schüleraufsatz, soll ein Kunstwerk sein; aber ein nach der Ehre angefertigter Aufsatz ist nach Plan und Stil so wenig ein harmonisches Ganzes, daß er vielmehr den Namen Flickwerk verdient.

Ferner. Wenn es die Hauptaufgabe des Schulunterrichtes ist, die Schüler zur Selbstthätigkeit zu erziehen, welchen Wert hat dann wohl eine Anordnung, welche die eigene Arbeit des Schülers durch ein fertiges Rezept oder äußerlich anzuwendendes Schema ersetzt und das Denken in eine Schablone zwingt? Die von Gelbe hervorgehobene Vorliebe der Schüler für die Ehre erklärt sich einfach daraus, daß sie so geringe Anspannung der eigenen Kraft erfordert. Gelbe bezweifelt freilich S. 22, ob der Vorwurf, daß die Knaben nach der Schablone arbeiten müßten, überhaupt als Vorwurf gelten könne, und meint, er diene mehr zur Empfehlung als zur Abweisung der Ehre und sei mehr ein Lob als ein Tadel. O tempora, o mores! Als ob öder Regelzwang und geisttötende Abrichtung der frischen, natürlichen Kraftentfaltung vorzuziehen wäre! Als ob das gesunde Menschenkind an Krücken gehen lernen müßte, bevor man ihm den selbständigen Gebrauch der eigenen Füße gestattet!

Damit wird nicht bestritten, daß es für die planmäßige Stoffsammlung von Vorteil sein kann, wenn die Merkverse *Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?* und *Quis? quid? cur? contra, simile et paradigmata, testes* den Schülern bekannt sind. Das Ehrienmuster aber für die Anordnung und Ausführung zu verwenden, — es sei, in welcher Klasse es sei —, das halte ich für verwerflich und schädlich. Welche Einteilung zu wählen sei, erfordert bei jeder Aufgabe eine neue Überlegung; die Anordnung muß gewissermaßen organisch aus dem Stoffe herauswachsen. Form losgelöst vom Inhalt ist ein Un Ding.

## Die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie Lessings in der Oberprima.<sup>1)</sup>

Von L. Zürn in Freiburg i. B.

### 15. und 16. Stüd: Voltaires Zaire.<sup>2)</sup>

Wie aus den im 16. Stüd angeführten Worten „verehret und gerochen“ (Vers 1640) erhellt, war der Hamburgischen Aufführung die in Alexandrinern abgefaßte Übersetzung des Magisters Schwabe, des treuen Anhängers Gottscheds, zu Grunde gelegt worden (abgedruckt in Gottscheds „Deutscher Schaubühne“, 2. Teil). Die Schüler lesen das Stüd entweder im Original<sup>3)</sup> (Zaire von Voltaire, erklärt von Dr. E. v. Sallwürf. Berlin, Weidmann) oder in der Übersetzung der Gräfin von Malzan (Leipzig, Reclam), da ihnen Schwabes Übersetzung nicht zugänglich ist, und zwar nach folgenden Gesichtspunkten: 1. Vorfabel des Stüdes. 2. Gang der Handlung. 3. Charaktere. 4. Historische Grundlage. 5. Hat Voltaire ein treues Zeit- und Sittengemälde geliefert? 6. Inwiefern war die Verwertung vaterländischer Geschichte ein Wagnis? 7. Bedeutung des Stüdes für das Kostüm der Darsteller. 8. Ort und Zeitdauer der Handlung. 9. Motivierung des Auf- und Abtretens der einzelnen Personen. 10. Motivierung der Handlung. Der Lehrer mag die Antworten oder Vorträge der Schüler über 1.—7. aus v. Sallwürfs Einleitung ergänzen, wenn die Schüler das Stüd nur in der genannten Übersetzung lesen. 8., 9. und 10. kommt später (16. Stüd) zur Sprache. Mit Shakespeares „Romeo und Julie“ und „Othello“ haben sich die Schüler, gelegentlich der Lektüre des 17. Litteraturbriefes vom Lehrer aufgefordert, mit Hilfe einer Übersetzung bekannt gemacht, oder der Lehrer entwickelt ausführlich den Gang der Handlung mit Einflechtung einzelner, für den vorliegenden Zweck besonders charakteristischer Stellen und Auftritte.

---

1) Fortsetzung der den Jahresberichten des Rastatter Gymnasiums im Jahre 1884, 1885 und 1891 beigegebenen Abhandlungen.

2) Lessing schreibt nach den älteren Ausgaben „Zaire“; erst von 1760 an schreibt man allgemein „Zaire“ (s. v. Sallwürfs Einleitung zur „Zaire“ Seite 1).

3) Dies könnte und sollte im französischen Unterricht in Unterprima oder im Anfang des Oberprimajahres geschehen.

## Lessings Besprechung des Stückes und der Aufführung.

Voltaire und Shakespeare! — Der eine  
Ist, was der andre scheint;  
Meister Aronet sagt: Ich weine,  
Und Shakespeare weint.

Mathias Claudius.

### I. Veranlassung, Entstehung und Aufnahme der „Zaire“.

a) Lessing benützt Voltaire's eigene Worte<sup>1)</sup>, um so seiner Bewunderung über dessen leichtfertige Art, sich zur Abfassung einer Tragödie bestimmen zu lassen, und über seine selbstgefällige Ruhmredigkeit, aber auch über den in Anbetracht dieser Veranlassung und der raschen Ausführung unbegreiflichen großen Erfolg ironischen Ausdruck zu geben. Lessing hielt eben eine Tragödie für eine zu wichtige Sache (vergl. seine Bemerkung im 42. Stück), als daß die Abfassung einer Tragödie aus galanter Rücksichtnahme auf eine zufällige Laune von Vertreterinnen des schönen Geschlechts diese Eilfertigkeit in der Ausführung seine Billigung finden und der trotzdem erfolgende Beifall ihm berechtigt erscheinen konnte. Im 42. Stück wundert er sich ebenso über die Raschheit, mit der Maffei seine „Merope“ vollendete, und Maffei brauchte doch fast zwei Monate, während Voltaire seine Zaire in 18 Tagen<sup>2)</sup> fertig hatte. Mit dieser Eilfertigkeit vergleiche man die Bedächtigkeit und ruhige Überlegung, mit der Lessing selbst seine Stücke ausreifen ließ und niederschrieb. Nach dem Berichte Nicolais (Lessings Werke [Hempel] XX, 1, S. 232) brachte er Ramler jeden Akt seiner „Minna von Barnhelm“, las ihm denselben vor und ließ ihn so lange in seinen Händen, bis er ihm den folgenden Akt bringen konnte. Sie hatten ausgemacht, daß Ramler in jeden Akt ein Blättchen zur Kritik oder zu Verbesserungsvorschlägen lege, die Lessing bis auf 2 oder 3 annahm. Von seiner „Emilia Galotti“ schrieb er schon am 22. Oktober 1757: „Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele, welches vielleicht unter allen das beste

---

1) Von dem hier erwähnten „Polyeucte“ P. Corneilles war schon im 2. Stück die Rede.

2) Richtiger: in 22 Tagen. Denn in dem der Dichtung vorausgeschickten „Avertissement“, aus dem Lessing obige Stelle frei übersehte, schrieb Voltaire: „Elle ne m'a coûté que vingt-deux jours. Jamais je n'ai travaillé avec plus de vitesse.“ Wir dürfen annehmen, daß Lessing, als er diese Kritik niederschrieb, Voltaire's Stück nicht vor sich liegen hatte, sondern aus dem Gedächtnis citierte, so daß wir dieses Versehen sowie die übrigen, die in dieser Kritik noch unterliefen und die weiter unten bezeichnet werden, wenn nicht als Druck- oder Schreibfehler, als Gedächtnisfehler ansehen müssen. Übrigens ist es wohl möglich, daß Voltaire mit jener Zeitangabe von 22 Tagen nur die auf die Niederschrift des Stückes verwandte Zeit meinte. In diesem Falle hätte er den Plan des Stückes schon fertig im Kopfe gehabt und die Ruhmredigkeit würde einigermaßen vermindert erscheinen.



werden dürfte, wenn er noch paar ein Monate Zeit darauf wenden könnte" (Hempel XX, 1, S. 138) und am 21. Januar 1758 spricht er hinsichtlich desselben Stückes von einem jungen Tragikus — er meint sich selbst —: „Er arbeitet so ziemlich wie ich. Er macht alle 7 Tage 7 Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus" (Hempel XX, 1, S. 145). Über den bereits fertigen „Nathan“ schrieb er am 7. November 1778 (Hempel XX, 1 S. 764) an seinen Bruder: „Gleichwohl will ich noch bis Weihnachten daran flicken, polieren und erst zu Weihnachten anfangen, alles aufs Reine zu schreiben und à mesure abdrucken zu lassen, daß ich unfehlbar auf der Ostermesse damit erscheinen kann.“ Daß aber auch zu lange Beschäftigung mit einem dramatischen Plane von Nachteil ist, zeigt Schillers „Don Carlos.“ Vergl. hierüber des Dichters eigene Geständnisse in seinen „Briefen über Don Carlos.“ Er bezeichnet dort (im 1. Brief) als den Hauptfehler, daß er sich zu lang mit dem Stücke getragen habe, und fügt hinzu: „Ein dramatisches Werk kann und soll nur die Blüte eines einzigen Sommers sein.“ Und wirklich waren auch, wenn wir vom „Wallenstein“ absehen, auf den er wegen des sehr spröden Stoffes fast ein Jahrzehnt verwenden mußte, seine folgenden Tragödien jeweils „die Blüte eines einzigen Sommers“, wenn wir den Ausdruck „Sommer“ nicht zu genau nehmen.

b) Die „Zaire,“ die wir den Damen zu verdanken haben, wird wegen ihrer das „schöne Geschlecht bestechenden Ideen“ auch lange das Lieblingsstück der Damen bleiben. Diese mit launiger Ironie aufgezählten „Ideen“, besonders die der Liebe und Eifersucht geben dem Kritiker Veranlassung zur

II. Vergleichung der Voltaireschen Tragödie mit zwei Shakespeareschen und zwar a) mit Shakespeares „Romeo und Julie“ und b) mit Shakespeares „Othello“. Wie weit überragt der Engländer in der Darstellung der Liebe und Eifersucht den Franzosen! Jener zeigt uns diese Leidenschaften in ihrer wahren Natur, in ihrer ungeschwächten Ursprünglichkeit und ihrer das ganze Seelenleben beherrschenden Gewalt, bei diesem hören wir wohl auch Zaire ihre Liebe und Orosman seine Eifersucht äußern, aber durchweg so fein, so zahm, so behutsam, so gemessen, so anständig!<sup>1)</sup> Kein Wunder, daß wir durch das „lebenbige

1) Hier ist hinzuweisen auf den 17. Bitteraturbrief, wo Lessing bereits das „furchtame“ französische Trauerspiel dem naturwahren und ungekünstelten englischen, das „Artige, Bärtliche, Verliebte“ jenes dem „Großen, Schrecklichen, Melancholischen“ dieses gegenüberstellte, ebenso auf die vier ersten Kapitel des Laokoön, wo Lessing wiederholt Gelegenheit nahm, den Unterschied zwischen wahrer Natur und konventioneller Kunst hervorzuheben. Stoff zu einem Aufsatze.

Gemälde“ des Engländers im höchsten Grade gefesselt werden, die konventionelle Kunst des Franzosen uns kalt läßt! Denn an der Tragödie jenes hat die Liebe selbst arbeiten helfen,<sup>1)</sup> d. h. der Dichter muß all die Pein und Seligkeit der Liebe selbst durchgekostet und ihre Macht an sich selbst erfahren haben — nur so konnte ihm dieses „lebendige Gemälde“, die naturgetreue psychologische Entfaltung der Leidenschaft gelingen — die Tragödie des Franzosen dagegen wurde nur von der Galanterie,<sup>2)</sup> d. h. dem Scheine der Leidenschaft, diktiert, und wenn Voltaire die wahre Leidenschaft ebenso gut kannte als Shakespeare, so hatte er sie nicht zur Darstellung bringen wollen, beeinflusst durch seine eigene „ekle Empfindlichkeit“ und durch die Rücksichtnahme auf die Verbildung seines aller Natur entfremdeten Publikums, die ihn auch in der „Semiramis“ hinderte, ein wirkliches Gespenst darzustellen (vergl. meine Abhandlung vom Jahre 1891 S. 13 u. 16 flg.). Wie aber in Voltaires „Zaire“ Liebe und Eifersucht sich nur sehr behutsam zu äußern wagten, so wagten sich in der französischen Tragödie die Leidenschaften überhaupt nicht in ihrer

---

1) Den Lehrer (nicht die Schüler) verweise ich auf H. Königs Roman „William Shakespeare“.

2) Man beachte, welche Wandelungen der Inhalt des Begriffes „Galanterie“ im Laufe der Zeit durchgemacht hat. Ursprünglich Niederkeit, Bravheit, Ehrenhaftigkeit bezeichnend, erhielt das Wort allmählich die Bedeutung von Artigkeit, Gefälligkeit, feiner Lebensart, Zuborkommenheit, besonders von achtungsvollem, ritterlichem Betragen gegen die Frauen, das zur Zeit der Troubadours Ritterpflicht war. Mit dem Verfall des Rittertums und des in Trivialität übergehenden Minnedienstes bezeichnete es den feinen, leichten, trügerischen Schein der Liebe, also die Art von Liebesverhältnis, das der Liebe gleicht, ohne Liebe zu sein, weil es nicht auf wirklicher Herzensneigung und wahrer Leidenschaft beruht, auch nicht Treue und Ausschließlichkeit kennt, sondern bloß eine Folge des geselligen Verkehrs, der Eitelkeit oder Gefallsucht ist. Treffend in dieser Hinsicht ist die Definition, die Claudia in „Emilia Galotti“ II 6 giebt, indem sie die glühenden Liebesbetenerungen des Prinzen ihrer Tochter als Galanterie und damit als nicht ernst zu nehmende Versicherungen bezeichnet: „Der Prinz ist galant. Du bist die unbedeutende (d. h. die nichts bedeutende, leere) Sprache der Galanterie zu wenig gewohnt. Eine Höflichkeit wird in ihr zur Empfindung, eine Schmeichelei zur Beteuerung, ein Einfall zum Wunsch, ein Wunsch zum Vorsatz. Nichts klingt in dieser Sprache wie alles, und alles ist in ihr soviel als nichts.“ Lessing gebraucht das Wort „Galanterie“ und „galant“ wiederholt in der hamburgischen Dramaturgie. Vergl. 10. Stück: galanter Eitel (charakterisiert in meiner Abhandlung vom Jahre 1891 S. 13), 23. Stück: sie bedienten sich des Stils der lächerlichsten Galanterie, 41. Stück: galante Zueignungsschrift, 33 Stück: Sokrates galant. In der „Minna von Barnhelm“ I 1 zweimal, das eine Mal in dem oben entwickelten Sinne, das andere Mal im Sinne von „elegant, geschmackvoll, fein, hübsch.“ Vergl. zu letzterer Stelle die Worte des Trompeters in „Wallensteins Lager“ (6. Auftritt): „Man soll's euch nicht ansehen, ihr seid galant“ (= fein gekleidet).

elementaren Stärke hervor. Wie hätte man dies auch von Dichtungen anders erwarten können, in denen durchweg ängstliche Rücksicht auf die Delikatesse der höfischen und vornehmen Gesellschaft und auf die Schicklichkeit und Wohlstandigkeit, wie diese Gesellschaft sie verstand, genommen werden mußte? Vor einem solchen Publikum war die unmittelbare Äußerung des bewegten Innern in naturwahren Lauten nicht zulässig. „Die Personen warfen sich in Staat, wenn sie die Bühne betraten; sie machten von ihrem Innern eine sorgfältig mündierte Reinschrift, lassen uns wohlstilisierte Berichte über ihre Seelenzustände und Affekte, nicht aber die vollen und wahren Ausbrüche derselben vernehmen. Wo soviel Rhetorik ist, da muß die Psychologie, die realistische Ausmalung der Gemütsvorgänge entschieden zurückgebrängt werden, es muß die Wahrheit und Fülle des Ausdrucks in einem rednerischen Sprachformalismus untergehen.“<sup>1)</sup> War die naturwahre Äußerung der Leidenschaften unter solchem Zwange ausgeschlossen, so konnte vollends von einer stufenweisen psychologischen Entfaltung derselben keine Rede sein. Schon die Einzwängung der Handlung in die Zeit von 24 Stunden (d. h. die Zeit eines Sonnenumlaufs) machte die Vorführung eines solchen psychologischen Werdeprouesses, des Keimens und Anwachsens der Gefühle, Affekte und Leidenschaften unmöglich und nötigte den Dichter, an die Stelle des Werdens — des dramatisch allein Wirksamen — das Gewordene, die fertigen und ausgebildeten Neigungen, Gemütsbewegungen und Leidenschaften zu setzen.<sup>2)</sup> Wie alles ganz anders bei Shakespeare! Nichts hindert ihn, uns eine Leidenschaft von ihren ersten Anfängen in stufenmäßiger Entwicklung bis zu der für den Helden verhängnisvollen Höhe vorzuführen und dieselbe in ihrer ganzen elementaren Gewalt zum Ausdruck zu bringen, und wie jenes behutsame, alle Entwicklung ausschließende Auftreten der Leidenschaften die Hauptursache der „Kälte“ der französischen Tragödie bildet, über die Voltaire selbst klagt (vergl. das 80. Stück), so ist das Gegenteil die Quelle der unwiderstehlichen, hinreißenden Wirkung der Shakespeareschen Tragödie, wie Lessing schon im 17. Litteraturbrief und im 9. und 10. Stück der Hamburgischen Dramaturgie andeutete. Auf diesen Grundunterschied der englischen und französischen Tragödie sich weiter einzulassen, hatte Lessing an unserer Stelle keine Veranlassung. Genug, wenn er den Nachweis geführt hat, wie wenig die Franzosen, wie wenig vor allem Voltaire Ursache hatten zu glauben, wie in anderen Stücken so auch in der Darstellung der Leiden-

1) J. Bajer, Von Gottsched bis Schiller, 1. Bd. S. 215.

2) Daß dieser Zwang auch einer freien Entfaltung der Charaktere hinderlich war, sei hier nur beiläufig bemerkt.



schaften Shakespeare überholt zu haben, wie weit Shakespeare in dieser Hinsicht über Voltaire steht, wie berechtigt seine (des Kritikers) im 17. Litteraturbrief ausgesprochene Forderung ist, der Deutsche, dessen Geschmack mehr in den des Engländer als des Franzosen „einschlage,“ solle sich mehr an das Drama Shakespeares als an das französische halten. Da es demnach dem Kritiker nicht um eine erschöpfende Charakteristik und Werthschätzung der englischen und französischen Tragödie zu thun war, so thäte man auch Lessing Unrecht, wenn man ihm vorwürfe, er wisse nichts zu sagen von dem „Schwunge und der Phantasie“, welche in „Romeo und Julie“ die Liebe aus einer höheren Welt in diese irdische herabsteigen lassen, von ihrer Verschmelzung mit dem Grauen des Todes, aus welchem ihre Kraft, den Haß zu bezwingen und zu versöhnen, nur noch mächtiger hervorgeht, von dem ätherischen Dufte, der auf dem wohl einzig zu nennenden Gedichte ruht. Ohne Zweifel empfand Lessing all dieses. Wie er aber sich durchgängig scheute, dem Geheimnißreichen Worte zu geben, so wollte er, wie schon Voebell bemerkte,<sup>1)</sup> besonders auch in dieser dem deutschen Dramatiker bestimmten Schule aus dem Shakespeare nur das Lernbare hervorheben, was auch dem zum Muster dienen kann, der im Bau und in der Form der Dramen, die er bildet, noch so sehr von ihm abweicht. Am Geist in „Hamlet“ zeigt er, wie der Dichter durch das Wunderbare wirken kann, wenn er es den gangbaren Vorstellungen anpaßt; durch „Romeo und Julie“ scharft er die Lehre ein, daß die Gewalt der Leidenschaften erst durch ihre Geschichte begreiflich wird, und stellt diese Dramen als Vorbilder für die Anlage und Durchführung einer solchen Geschichte auf. — Die Erwähnung und das Lob Shakespeares giebt dem Kritiker Veranlassung zu einer

III. Ausschweifung: Es gilt eine Lanze zu brechen für die viel angegriffene Shakespeareübersetzung von Wieland.<sup>2)</sup> Diese erschien 1762 bis 1766 in Zürich, 22 Stücke enthaltend, mit Ausnahme des „Sommer-nachtsstraumes“, in Prosa. „Dies war ein Ereignis für die Geschichte der deutschen Litteratur, dessen hohe Bedeutung wiederum keiner besser als Lessing erkannte.“<sup>3)</sup> Er verhehlte sich nicht, welchen Vor-schub diese

1) Entwicklung der deutschen Poesie u. s. w. 3. Bd. S. 219.

2) Wenn auch bei der Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie die Schüler mit litterarhistorischen Notizen, die zum Verständniß des eigentlichen Inhaltes nichts beitragen, möglichst verschont werden sollen, so sollte doch hier eine Ausnahme gemacht und die Schüler hier hingewiesen werden auf die große Bedeutung dieser Wielandschen und nächst dieser der Schlegelschen Shakespeareübersetzung für die Kenntniß und Einbürgerung Shakespeares in Deutschland und die Hebung der deutschen dramatischen Dichtung.

3) Ulrici, Shakespeares dramatische Kunst, 3. Aufl., 3. Teil, S. 191.

Übersetzung trotz der vielfachen Fehler seiner Bestrebungen, Shakespeare auf dem Wege der Kritik und der Läuterung des ästhetischen Urteils in Deutschland einzuführen, leistete. Daher die warme Anerkennung! Auch er war anfangs wie andere der Meinung gewesen, Shakespeare müsse nicht übersetzt, sondern bloß studiert werden. Aber nach seiner gewöhnlichen Art, auf die Seite des Schwächeren zu treten, nahm er sich der Übersetzung an, als sie da war.<sup>1)</sup> Von dem jungen Goethe, sowie seinen Straßburger Genossen, die wie er Shakespeare auf den Schild erhoben hatten, wurde sie mit Freuden begrüßt. „Sie ward verschlungen, Freunden und Bekannten mitgeteilt und empfohlen“ (Dichtung und Wahrheit, 11. Buch, Hempel 22. Bd., S. 45).<sup>2)</sup> Was Wieland begonnen, vollendete A. W. Schlegel. 1797—1810 erschien seine Übersetzung von 17 Shakespeareschen Dramen, „die erste, in welcher mit wahrhaft genialer Gewandtheit nicht nur der Shakespearesche Gedanke, sondern auch die eigentümliche Form desselben, der so oft bedeutsame Wechsel zwischen Prosa und Blank-Vers, die Shakespearesche Behandlung des letzteren, kurz der Stil Shakespeares in allen seinen charakteristischen Wendungen und Metamorphosen nachgebildet war. Es ist eine notorische Thatsache, daß diese Übersetzung erst den größten dramatischen Dichter der neueren Zeit zum geistigen Eigentum der deutschen Nation erhoben, ihn gleichsam nationalisiert, verdeutschte, im eigentlichen Sinne des Wortes, zu unserem Fleisch und Blut gemacht hat, ein Verdienst, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Tief im Vereine mit jüngeren Freunden hat sie, wenn auch nicht mit gleicher Meisterschaft, doch in würdiger, höchst anerkennenswerter Weise vollendet.“<sup>3)</sup>

IV. Litterarhistorische Bemerkungen geben dem Kritiker Gelegenheit, sich auszusprechen

1) Göding (in „Nicolais Leben und Nachlaß“) glaubt, daß Lessing überdies die Härte, die er in den Litteraturbriefen (7—14, 63 flg.) gegen Wieland gezeigt hatte, wieder gut machen wollte. Vielleicht hatte er diese Absicht auch bei der günstigen Besprechung des „Agathon“ im 69. Stück.

2) Vergleiche noch die Stelle im 7. Buch (Hempel, 21. Band, S. 55), wo die Übersetzung eine „höchst verdienstliche“ genannt und den Kunsttrichtern der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, die Shakespeare gar nicht übersetzt haben wollten und von der Wielandschen Übersetzung „viel Böses“ gesagt hatten, Mangel an Geschmack vorgeworfen wird. Wer diese waren, erfahren wir in v. Zoepers Anmerkung zu dieser Stelle (Hempel 21. Bd., S. 283 flg.).

3) Ulrici a. a. O., S. 206 flg. Den Lehrer verweise ich außerdem auf A. Stahr, Shakespeare in Deutschland (in Prutz' Litterarhistorischem Taschenbuch 1. Jahrg., Leipzig 1843), R. Genée, Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland (Leipzig 1870), Bernays, Entstehungsgeschichte der Schlegelschen Shakespeareübersetzung (Leipzig 1872).

a) über Voltaires Eitelkeit und schriftstellerische Unzuverlässigkeit.<sup>1)</sup> Man achte nur auf die hochmütige Selbstgefälligkeit und verletzende Unverschämtheit Voltaires gegenüber seinem englischen Freunde, die in einzelnen Wendungen wie „selbst Addison“<sup>2)</sup> und „le plus sage de vos écrivains“ zu Tage tritt. Lessing selbst deutet das Ungehörige an mit der Einführung: „Er sagt z. B. zu seinem englischen Freunde.“ Man halte mit jenen Wendungen den selbstgefälligen Ton zusammen, den Voltaire in der Einleitung zu seiner „Semiramis“ (vergl. das 10. Stück), zu seiner „Zaire“ (15. Stück) und gegenüber Maffei (vergl. 41. Stück) anschlug. Da von den drei von Voltaire erwähnten Beispielen, in denen gereimte Alttschlüsse Vergleichen enthalten sollen, bis jetzt nur das dritte in der die Geschichte des Antonius und der Kleopatra behandelnden Tragödie Drydens „All for love“ (Schluß des 3. Aktes) und zwar von Cosack aufgefunden wurde, so muß man annehmen, daß Voltaire entweder unbedeutende, jetzt vergessene Stücke vor Augen hatte oder nicht genau citierte oder die Beispiele selbst erfunden hat. Letzteres ist bei seiner Spottsucht, die ihn verleiten mußte, alberne Beispiele — und die Beispiele klingen alle drei etwas albern — selbst auf Kosten der Wahrheit zu erdichten, nicht undenkbar. Eine eigene Kühnheit von seiten Voltaires gehörte aber vollends dazu, von Verletzung der Wahrheit im englischen Drama zu reden und die Forderung aufzustellen, daß die Leidenschaft ihre wahre Sprache führen müsse, da doch Lessing sich wiederholt genötigt sieht, das französische Drama selbst der Unnatur zu zeihen. Nach diesen einzelnen Plänkelen folgt das denkbar schärfste Verdikt Lessings über Voltaires Mangel an Wahrheitsliebe, auf das er uns schon durch den Satz: „Nur muß man nicht alles für vollkommen so wahr annehmen, als er (Voltaire) es ausgiebt! Wehe dem u. s. w.“ vorbereitet hat<sup>3)</sup>. Ein

1) Die 1. Aufführung der „Zaire“ fand am 13. August 1732 (nicht 1733) statt (vergl. v. Sallwürf S. 10).

2) Addison, der Herausgeber der moralischen Wochenschrift „The spectator“, ist den Schülern schon bekannt aus dem 17. Litteraturbrief als Verfasser des Trauerspiels „Cato“, aus dem unter Benutzung von Destouches' gleichnamigem Drama Gottsched „mit Kleister und Schere“ seinen „Cato“ verfertigte. Trotzdem Addison Engländer war, verließ er die Traditionen der englischen Tragödie und bequeme sich der Allgewalt der französischen Renaissancetragödie.

3) Mit Recht findet Lessing die Gewohnheit, die Akte mit gereimten Versen zu schließen, nicht so ungereimt. Gereimte Alttschlüsse finden sich auch in Schillers Dramen, z. B. in den „Piccolomini“ V, in „Wallensteins Tod“ II und III, „Wilhelm Tell“ I, II, IV, V, „Maria Stuart“ I, II, III, „Jungfrau von Orleans“ I. Wären gereimte Verse nicht zulässig, so müßte man schließlich auch den Vers verbannen. Die Fanatiker des Realismus verlangen freilich, daß die Personen im Drama die Sprache der alltäglichen Wirklichkeit sprechen sollen. Die Erhebung dieser Forderung zum Gesetz würde aber den Tod aller dramatischen Kunst bedeuten.



kleines, verzeihliches Unrecht, aber doch ein Unrecht dürfte der Dramaturge hier Voltaire doch zugefügt haben. „Die von Lessing angeführten Worte mußten bis auf eine Kleinigkeit so verstanden werden, wie sie Lessing aufgefaßt hat. Zu Voltaires Entschuldigung bleibt nur die Annahme übrig, daß ihm dasselbe widerfahren ist, dessen sich auch der große Stilist öfter bezieht hat (vergl. Lessing von Danzel-Guhrauer 2. Bd. S. 56, 2. Aufl. S. 52); er hat sich zu unbestimmt und zu nachlässig ausgedrückt, hat den ersten über dem zweiten ihm wesentlicheren Punkt aus Augen und Sinn verloren. Was er als wesentlich betonen wollte, war, daß die englischen Dichter ihre Akte mit einer Vergleichen schloffen, wie er dies dann mit einer unbedeutenden Abänderung in dem Briefe an den Marquis Maffei vor seiner „Merope“ wiederholt: „Les Anglais ont la coutume de finir presque tous leurs actes par une comparaison.<sup>1)</sup> Ganz deutlich aber tritt Voltaires Absicht zu Tage an einer Stelle eines Briefes, den er 1736 nach der Aufführung der „Zaire“ auf dem Drury-Lane-Theater an Freund Thiériot schrieb: „J’ai lu la Zaire anglaise: elle m’a enchanté plus qu’elle n’a flatté mon amour-propre. Comment! Des Anglais tendres, naturels! without bombast! without similes at the end of acts? Quel est donc ce Monsieur Hill? quel est ce gentil homme, qui a joué Orasmane sur le théâtre des comédiens?“<sup>2)</sup> Mit Hinblick auf diese Stelle wird man nicht mehr, wie geschehen ist, in Lessings Worten: „Es ist zwar nicht glaublich, daß der Herr von Voltaire die Übersetzung seines Stückes nicht genauer sollte angesehen haben als ich oder ein anderer,“ den Nachweis, der doch auch nicht darin liegt, zu finden glauben, daß Voltaire die Übersetzung des A. Hill gar nicht gelesen habe. Der Vorwurf großer Flüchtigkeit und sachlicher Unkenntnis bleibt auf ihm haften, während das kleine Versehen Lessings, der „proscrit“ mit „abgeschafft“ übersetzt, gänzlich bedeutungslos wäre, wenn er nicht daraus die Folgerung zöge: „So wäre doch drittens das nicht wahr, daß sein (Hills) Beispiel von dem Einflusse gewesen, von dem es Voltaire sein läßt.“<sup>3)</sup>

b) Über die Besetzung von Rollen durch Liebhaber und Anfänger. So sehr Lessing auch der durch Voltaire vorgenommenen Besetzung der zwei wichtigsten Rollen durch Liebhaber, gar durch Personen „von Stande“ zustimmt, schon im Interesse der „Komödianten von Profession“, an deren Hebung im Ansehen des Publikums ihm soviel gelegen war, so kann er doch auch hier nicht umhin, sich über den kläglichen Eindruck

1) Voltaire, Oe. Co. t. III pag. 472.

2) Voltaire, Oe. Co. t. XXXI pag. 405.

3) Borberger, Einzelheiten über Voltaire bei Lessing (Beilage zum Jahresbericht der Realschule Friedrichstadt-Dresden 1879) S. 27 flg.

ironisch auszulassen, den Voltaires liebeſchmachtendes Weſen in ſeiner an die „junge, reizende Mademoiſelle Goffin“ (ſo ſchreibt Leſſing, wie ſo oft der Ausſprache folgend) gelegentlich der erſten Aufführung der „Zaire“ gerichteten „Epitre“ macht.<sup>1)</sup>

c) Über die Verſchiedenheit des weſſchen und des deutſchen Geſchmackes hiñſichtlich des Schluſſes von Tragödien. Wenn hier Leſſing tadelt, daß die Hamburgiſche Aufführung der „Zaire“ wie ein Epigramm, mit der Spitze des Dolches, geſchloſſen habe, ſo ſpielt er mit dieſem Vergleich auf die *pointe* des Epigramms an, das zuerſt eine Erwartung erregt, um auf dieſe ſcharf und mit überraiſchender Kürze die Löſung (*pointe*) folgen zu laſſen. Vergl. u. a. Käftners Epigramm:

Ich noch der Held den Dolch, die Heldin Gift erlor,  
Starb ſchon das Drama ſelbſt weit ſanfter: es erſror.

1) Frä. Gauffin war damals (1732) 21, Voltaire 38 Jahre alt. Ich führe das Gedicht vollſtändig an, weil es ſich bis jetzt in keinem Kommentar der Hamburgiſchen Dramaturgie findet, die Kenntnis deſſelben aber für den Lehrer wegen dieſer Anſpielung Leſſings doch von Intereſſe ſein muß.

A M<sup>lle</sup> Gaussin.

Qui a représenté le rôle de Zaire avec beaucoup de succes. (1732)

Jeune Gaussin, reçois mon tendre hommage,  
Reçois mes vers au théâtre applaudis;  
Protège-les: Zaire est ton ouvrage;  
Il est à toi, puisque tu l'embellis.  
Ce sont tes yeux, ces yeux si pleins de charmes,  
Ta voix touchante, et tes sons enchanteurs,  
Qui du critique ont fait tomber les armes;  
Ta seule vue adoucit les censeurs.  
L'illusion, cette reine des coeurs,  
Marche à ta suite, inspire les alarmes,  
Le sentiment, les regrets, les douleurs,  
Et le plaisir de répandre des larmes.

Le dieu des vers, qu'on allait dédaigner,  
Est, par ta voix, aujourd'hui sûr de plaire;  
Le dieu d'amour, à qui tu fus plus chère,  
Est, par tes yeux, bien plus sûr de regner:  
Entre ces dieux désormais tu vas vivre.  
Hélas! longtemps je les servis tous deux:  
Il en est un que je n'ose plus suivre.  
Heureux cent fois le mortel amoureux  
Qui, tous les jours, peut te voir et t'entendre;  
Que tu reçois avec un souris tendre,  
Qui voit son sort écrit dans tes beaux yeux,  
Qui pénétré de leur feu qu'il adore,  
A tes genoux oubliant l'univers,  
Parle d'amour, et t'en reparle encore!  
Et malheureux qui n'en parle qu'en vers!

V. Darlegung einzelner Mängel in der Komposition der „Zaire“. a) Der mißlungene Versuch des Holländers Duim, eine „bessere“ Zaire zu machen, veranlaßt den Kritiker, den dramatischen Dichtern hier eine der „goldenen Regeln,“ an denen die Hamburgische Dramaturgie so reich ist, einzuschärfen: „Der einzige unverzeihliche Fehler eines tragischen Dichters ist dieser, daß er uns kalt läßt; er interessiere uns und mache mit den kleinen mechanischen Regeln, was er will.“<sup>1)</sup> Dieser Ausspruch enthält das Alpha und Omega der tragischen Kunst, das Kunstgeheimnis, das z. B. Shakespeares Tragödien trotz der Nichtbeachtung der „kleinen mechanischen Regeln“ für alle Zeiten ihre zündende Wirkung sichert, das uns mit unwiderstehlicher Gewalt in den Zauberkreis seines Genius bannt (vergl. das 11. Stück), das ihn den alten Tragikern in der Wirkung seiner Kunst gleichstellt und weit über Corneille und seine Nachtreter erhebt, so sehr diese auch „die gebahnten Wege der Alten betreten“ und sich ihnen „in der mechanischen Einrichtung“ nähern (17. Bitteraturbrief). Nicht oft genug kann Lessing hervorheben, daß die französische Tragödie an „Kälte“ leide. Im 10. Stück giebt er der Geistererscheinung in Shakespeares „Hamlet“ den Vorzug vor der in Voltaires „Semiramis,“ weil Shakespeare uns zu täuschen und durch die Täuschung zu erschüttern versteht, weil uns sein „Geist“ im höchsten Grade interessiert und unser tiefstes Mitleid erregt, während Voltaires „Geist“ nur ein verkleideter Komödiant ist und als solcher uns kalt läßt, und im 80. Stück nennt er eben die „Semiramis“ das „kälteste Stück, das er kenne,“ und kurz vorher läßt er Voltaire selbst die Klage eines französischen Kunstrichters, daß es den französischen Tragödien an „Wärme“ fehle, als berechtigt bezeichnen, und er selbst fügt hinzu, daß diese eben deswegen keine Tragödien seien, da es ihnen gerade an dem fehle, was eine Tragödie erst zur Tragödie mache. Wenn Voltaires „Zaire“ einigermaßen eine Ausnahme bildet und uns weit mehr rührt als Corneilles Tragödien, so hat uns schon der 17. Bitteraturbrief gelehrt, daß der Grund darin liege, daß die „Zaire“ eine wenn auch schwache Kopie des „Othello“ sei, und doch glaubt der Kritiker oben im 15. Stück bemerken zu müssen, daß der Brand, dessen sich Voltaire aus dem flammenden Scheiterhaufen Shakespeares bemächtigt habe, mehr dampfe als leuchte und wärme. Wie diese Grundbedingung aller tragischen Wirkung, so betont Lessing auch wiederholt, daß eine wenn auch

1) Vergl. Kästners Epigramm, ferner Grillparzers Ausspruch: „Das Publikum fordert unnachlässig Eines, wodurch es eben zu einer so vortrefflichen Kontrolle für den dramatischen Dichter wird, und dieses Eine ist — Leben“ (Werke 9. Bd. S. 143) und Voltaires geflügeltes Wort in der Vorrede zum *Enfant prodigue*: „Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux.“



noch so peinliche Beobachtung der „kleinen mechanischen Regeln,“ unter denen er hauptsächlich die Einheit des Ortes, der Zeit, geschickte Exposition, Verbindung der Auftritte unter sich versteht, jenen Mangel an Wärme nicht ersehe, da sie auf das „Wesentliche“ der Tragödie keinen Einfluß habe (10. Stück). Im 17. Stück sagt er von dieser sogenannten Regelmäßigkeit: „Begnüge sich damit, wer keine höheren Schönheiten kennt!“ Im 46. Stück: „Möchten meinethwegen Voltaires und Maffeis „Merope“ 8 Tage dauern und an 7 Orten Griechenlands spielen! Möchten sie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich diese Pedanterien vergessen machen!“

b) Ist die „Zaire“ Duims auch mißlungen, so ist doch sein Tadel der „Zaire“ Voltaires in vielen Stücken gegründet.

b<sup>1</sup>) hinsichtlich der Unschicklichkeiten in Ansehung des Ortes. Lessing stellt sich, indem er sich dem Tadel Duims anschließt, auf den Standpunkt der Franzosen, da er sich jedenfalls vorgenommen hat, erst später (es geschieht 44 flg. Stück) die Forderung der Einheit des Ortes als unberechtigt zurückzuweisen, gerade wie er auch die falsche Übersetzung der Franzosen von *φάρος* bis zum 74. Stück beibehält, trotzdem er dessen richtige Bedeutung schon im Frühjahr 1757 erkannt hat (vergl. seinen Brief an Nicolai 2. April 1757). Anstatt die Einheit des Ortes streng zu beobachten, nachdem sie einmal von den Franzosen zum Gesetz erhoben worden war, hat sich Voltaire auch in der „Zaire“ wie in der „Semiramis“ die beengenden Fesseln dieser Regel zu erweitern gesucht, sich damit aber großer Unschicklichkeiten schuldig gemacht. „La scène est au sérail de Jerusalem“ lautet die Bühnenweisung unter dem Personenverzeichnis. v. Sallwürk bemerkt dazu: „Man hat sich, besonders mit Rücksicht auf den 5. Akt, einen rechts und links von Palästen begrenzten Hof zu denken, von welchem aus Bogengänge nach verschiedenen Richtungen in den Hintergrund führen.“ Spielt sich die ganze Handlung an einem solchen Orte ab, so ist eine Reihe von Ungereimtheiten die unausbleibliche Folge, indem Personen sich hier einfinden, die doch hier nichts zu thun haben, und Dinge hier verhandeln, die man doch sonst nicht an einem solchen Orte erörtert. Ich verweise auf die sehr eingehende Behandlung dieser Frage in der durch den Schulschriftenaustausch dem Lehrer leicht zugänglichen Schrift „Zaire und Othello“ von J. Sturm (Beilage zu dem Jahresbericht der königlichen Gewerbeschule zu Crefeld, 1879), S. 26 flg.

b<sup>2</sup>) in Bezug auf das Fehlerhafte im Motivieren des Auf- und Abtretens der Personen. Der Kritiker ist umso mehr berechtigt, diese Verstöße Voltaire aufzumun, da dieser in seiner Vorrede zur „Semiramis“ die „große Kunst,“ die Auftritte so unter einander zu verbinden,

daß die Scene niemals leer bleibt und keine Person weder ohne Ursache kommt, noch abgeht, als etwas bezeichnete, was die Griechen von den Franzosen hätten lernen können (vergl. das 10. Stück), und da er den Verstoß dagegen für einen „Fehler“ erklärte, den man heutzutage auch dem geringsten Poeten nicht verzeihen würde (vergl. das 45. Stück). Welchen Wert Lessing, welchen Corneille auf diese „große Kunst“ legt, erhellt aus dem 10. und 45. Stück. Solche ungenügende Motivierungen stoßen in der „Zaire“ wiederholt auf. Einzelne Fälle hat schon J. Sturm angedeutet. Ich füge noch einige hinzu. II 1 ist das Auftreten Nerestans nicht genug begründet. Nach I 4 hat er noch vor Sonnenaufgang das Land verlassen sollen. Es scheint, er will Zaire noch einmal sprechen, glaubt aber (Ende des Auftritts) selber nicht an die Möglichkeit. Woher wissen die befreiten Gefangenen, daß er hier ist? Warum umdrängen sie die Pforten des Serails und kommen nicht in den unverschlossenen Hof (vergl. III 7 Ende und V 2), wie Nerestan, wenn sie diesen zu sehen wünschen? Chatillon kam doch herein! II 2: Woher weiß Zaire, daß Nerestan da ist? Wie konnte sie Lusignan herbringen lassen, um ihn Nerestan zu übergeben, da sie nicht wissen konnte, daß Nerestan kommen werde? (Lusignan tritt schon bei Zairens Worten: „Man führt ihn her“ auf, damit die Scene keinen Augenblick leer bleibt). III 2 soll nur das Leerwerden der Bühne verhindern, also inhaltsloses Notmittel. Corasmin bleibt bis zum 7. Auftritt, ohne Auftrag dazu, in einem anstoßenden Raume, um im 7. Auftritt anwesend sein zu können. Im 5. Auftritt bleibt Zaire auf der Bühne, damit Corasmin sie in dem folgenden Auftritt auffordern kann, mit ihm zur Moschee zu kommen. In IV 3 ist nicht ersichtlich, was Corasmin herführt; er ist schon während der letzten Worte von IV 2 eingetreten.

b<sup>3</sup>) in Bezug auf Ungereimtheiten in der Verknüpfung und Motivierung der Handlung. Diese Frage wird von J. Sturm in der genannten Abhandlung besonders von Seite 65 an eingehend sehr erörtert. — An der Femininform Monologe hat man mit Unrecht Anstoß genommen; denn diese Form (auch Monologue) findet sich noch 66. und 80. Stück und noch in anderen Schriften Lessings, wie dieser ja auch umgekehrt in zahlreichen Stellen „der Periode“ statt „die Periode“ gebraucht. Dagegen ist in den Worten „auch die 2. Scene des 3. Aktes“ statt „3. Aktes“ zu setzen „4. Aktes“. Ebenso ist im folgenden Abschnitt, um dies jetzt schon zu erledigen, die „lekt erwähnte Scene“ nicht IV 2, sondern, wie aus der folgenden Charakteristik des Verhaltens Drosmans und aus der aus Remond de Sainte (nicht: Saint) = Albines angeführten Stelle hervorgeht, IV 6. Ob in diesen beiden Fällen ein Schreib- oder Gedächtnisfehler Lessings oder ein Druckfehler vorliegt, läßt sich nicht ent-

scheiden. In dem Worte „Pilze“ ist dagegen jedenfalls ein Schreib- oder Druckfehler verborgen. Man hat „Pilze“ in den Text gesetzt. Denn die Redensart „in die Pilze gehen“ soll sich in Mitteldeutschland finden im Sinne von „verloren gehen, verschwinden“. <sup>1)</sup> A. W. Schlegel gebraucht sie in seiner Übersetzung von Shakespeares „Hamlet“ III 2. Dort sagt Hamlet: if the rest of my fortunes turn Turk with me (= wenn der Rest meiner Glücksgüter türkisch wird = abtrünnig wird = mich verläßt, mir ausgeht), was Schlegel übersetzt mit: „wenn meine sonstige Anwartschaft in die Pilze geht“. Die angegebene Bedeutung „verloren gehen, verschwinden“ dürfte dem an unserer Stelle erforderlichen Sinne einigermaßen entsprechen. Denn hätte Drosman *Jaire* III 6 sofort genötigt, sich deutlicher über ihre Weigerung zu erklären, vor allem die Ursache derselben anzugeben, so wäre ja das Stück mit diesem Auftritt zu Ende gewesen, da der Dichter aus Mangel an weiteren Motiven keinen Stoff gehabt hätte zu einem 4. und 5. Akte, oder, wenn man lieber will, es wäre unfertig liegen geblieben. Sollte aber Lessing nicht geschrieben haben „in die Binsen gegangen“? So sagt man im Alemannischen „dem ist sein Sach oder sein Unternehmen in die Binsen gegangen“, d. h. zu nichts geworden, fehlgeschlagen, und dieser Ausdruck könnte damit erklärt werden, daß er übertragen ist von dem Sichverlaufen von Bächen, Quellen, überhaupt fließenden Wassern in (mit Binsen bewachsenen) Sümpfen und Mooren, wie wir auch mit einer ähnlichen Wendung sagen: es verläuft etwas im Sumpf oder im Sand, es zer rinnt etwas. <sup>2)</sup> Übrigens soll sich der Ausdruck auch in Norddeutschland finden.

1) Eine genügende Erklärung hat sich meines Wissens noch nicht gefunden. Cosack (2. Auflage) bemerkt: „(Wir schreiben Pilze) in übertragener Bedeutung = verloren gehen, verschwinden. Ebenso: in die Nüsse gehen, ursprünglich, um Pilze zu sammeln und Nüsse zu pflücken, ganz wie im Französischen aller *chercher des champignons* und aller *cueillir des noisettes* auch in bildlicher Bedeutung vorkommt, weil die eifrigen Sammler sich gar nicht von den Pilzen und Nüssen trennen können. Ferner wird angeführt: in die Widen gehen, und ist mir außerdem noch provinziell bekannt: in die Rüben gehen. Diese beiden Ausdrücke dürften zunächst von den Hasen u. s. w. gebraucht sein, welche sich in dem Straute vor dem Jäger zu verstecken suchen und ihm „verloren gehen“. Vorberger und Sanders (letzterer in seinem Wörterbuch) erklären den Ausdruck ebenso, ersterer mit Verweisung auf Rehreins onomastisches Wörterbuch, letzterer unter den ähnlichen Wendungen auch noch die in Mecklenburg gebräuchliche „in die Widen gehen“ nennend.

2) Vielleicht ist auch der Ausdruck „in die Brüche gehen“, den ein Ungeannter in der „Frankfurter Zeitung“ 1881 Nr. 299 vorgeschlagen hat und den er mit zwei gleichlautenden Stellen („So fällt mein Beweis in die Brüche“) aus Lessing hätte belegen können, nicht auf den Begriff „brechen“ zurückzuführen, sondern mit „Bruch“ = feuchter, mooriger, vielfach mit Rohr, Schilf und Binsen bewachsener Wiesengrund (ahd. *pruoch*, englisch *brook*, vergl. Ruhr, Rhein, Oder-, Warthebruch) in Beziehung zu bringen. In diesem Falle würden beide Ausdrücke dasselbe bedeuten.



VI. Die Bedeutung von IV6 (vergl. oben) für die Darstellung der Rolle Drosmans. Lessing flucht hier einen neuen Zweig in Ethofs Lorbeerkranz. Vergl. 2. und 3. Stück.

### Rückblick auf das 10. bis 12., 15. und 16. Stück.

So rückhaltslos wir auch dem Ergebnis der von dem Kunsttrichter zwischen Shakespeare und Voltaire vorgenommenen Konfrontation zustimmen und den Beweis für geliefert halten, daß Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Voltaire ist, daß jener diesen vor allem an Naturwahrheit, Kenntnis des menschlichen Herzens, Kraft der Leidenschaft und nachhaltiger Wirkung weit hinter sich läßt, so wäre es doch ungerecht, Voltaires „Semiramis“ und „Zaïre“ allen poetischen Wert abzusprechen. Lessing selbst fühlte sich nicht veranlaßt, sich in eine allseitige Würdigung der französischen Tragödie und so auch dieser beiden Voltaireschen Stücke einzulassen. Sein Ziel war die Verdrängung der französischen Tragödie von der deutschen Bühne und die Schaffung einer national deutschen Tragödie, und diesem Ziel war er bedeutend näher gerückt, sobald er die Deutschen überzeugte, daß die vielbewunderten und viel nachgeahmten französischen Tragödien an sehr bedenklichen Schwächen litten, daß die Deutschen eher Grund hätten, sich Shakespeare, der an Dichterkraft die französischen Tragiker weit überrage und dessen dichterische Eigenart zudem die deutsche Denk- und Empfindungsweise mehr anspreche, zum Vorbild zu nehmen. Uns dagegen, die wir jenem Kampfe zeitlich fern gerückt sind und die wir uns der Segnungen jenes von Lessing so tapfer und unerschrocken geführten Befreiungskampfes erfreuen, hindert nichts, ruhig und ohne Hitze den Wert der französischen Tragödie überhaupt und der beiden Voltaireschen Stücke insbesondere abzuwägen.<sup>1)</sup> Für diese letzteren lasse ich absichtlich die Äußerungen französischer Kritiker<sup>2)</sup> beiseite, um dafür die Urteile von zwei deutschen Kunstrichtern vorzuführen, die beide schon wiederholt Beweise ihres feinsinnigen Geschmacks in Sachen der dramatischen Kunst geliefert haben. Es sind Richard Mahrenholz und Erich Schmidt. Hinsichtlich der „Semiramis“ giebt Mahrenholz (Voltaire-Studien S. 69 flg.) die ungeschickte Entlehnung der Geistererscheinung aus dem „Hamlet“, die Abhängigkeit des französischen Stückes von dem englischen Vorbilde auch

1) Über die Notwendigkeit solcher Untersuchungen habe ich mich eingehender in der Abhandlung vom Jahre 1884 S. 10 flg. ausgesprochen. Die Hauptarbeit wird hier freilich dem Lehrer zufallen.

2) Wer sich für solche interessiert, der sei u. a. verwiesen auf M. Villemains eingehende Erörterungen in seinem Cours de la littérature Française. Tableau de la littérature au XVIII<sup>e</sup> siècle. 1. Bd. S. 193 flg.

in der Charakterzeichnung und Anlage, die bloß äußerliche Beobachtung der Einheit des Ortes und der Zeit zu, findet aber in dem gefunden, vom poetischen Hauche umflossenen Realismus, den alle Charaktere, selbst die beiden Liebenden bekunden, in der völlig unfranzösischen Manier der Rede und Dichtungsweise den segensvollen Einfluß des Shakespeareschen Genius, bezweifelt, daß Lessing, wenn er eine wirkliche Kritik dieser Dichtung gegeben hätte, ihr gegenüber das Verdammungsurteil, das er sonst über Corneille und seinen Nachahmer Voltaire gefällt hat, aufrecht erhalten hätte<sup>1)</sup>, und faßt, nachdem er freilich auch auf die neben Shakespeares Nachahmung nicht zu leugnende „hemmende Einwirkung Corneillescher Eigentümlichkeiten“<sup>2)</sup> hingewiesen hat, sein Urteil in dem Satz zusammen: „Von diesen Mängeln abgesehen ist „Semiramis“ die vollendetste der früheren und späteren Tragödien Voltaires, und einen hohen Grad des kritischen Verständnisses zeigt zum mindesten die treffende Art und Weise, in der Shakespeare von ihm nachgeahmt und nicht nachgeahmt wird.“ — Die „Raïre“ hat man wegen der Wahl eines echt nationalen Stoffes mit Recht die erste nationale Tragödie der Franzosen genannt.<sup>3)</sup> Auch in anderer Hinsicht hatte das Stück für die französische Bühne eine große reformatorische Bedeutung. „Von da ab, sagt Mahrenholz (a. a. O. S. 52), wird endlich der Bannkreis des Höfischen und Aristokratischen durchbrochen,<sup>4)</sup> werden echt menschliche Gefühle und Gegensätze uns vorgeführt, wird der enge Horizont der griechisch-römischen Sage und Geschichte zur Weltgeschichte erweitert und werden gerade moderne Verhältnisse anfangs

1) Dies scheint mir nach dem Urteil, das Lessing im 80. Stück über die „Semiramis“ fällt, doch fraglich.

2) „Unklarheit und Spitzfindigkeit der Charakteristik ist auch hier gelegentlich zu finden. Semiramis, als rabulistische Dolmetscherin des eigenen Herzens, unterscheidet wieder zwischen mütterlicher Liebe zu Ninias und den zärtlichen Gefühlen einer Liebenden, um bald darauf von ihrer zärtlichen Liebe zu dem jugendlichen Helden zu sprechen. Im unklaren bleibt ferner der Leser, ob der Priester, als er dem Ehebunde der Semiramis mit ihrem unbekannten eigenen Sohne zustimmen scheint, in Unkenntnis der wahren Sachlage handelt oder ob er von seinem vergeltenden Gotte dennoch die Entwirrung eines Rätsels hofft. In Corneilles Manier ist auch das Tragische des Schlusses übertrieben worden, indem Ninias unwissentlich zum Mörder der eigenen Mutter wird.“

3) In der Vorrede an Falkener schreibt Voltaire selbst: „Dem englischen Theater verdanke ich die Kühnheit, die ich hatte, die Namen unserer Könige und der alten Familien unseres Reiches auf die Bühne zu bringen. Es scheint mir, daß diese Neuerung die Quelle einer Gattung der Tragödie sein könnte, die uns bisher unbekannt war und deren wir bedürfen.“

4) S. 55 weist Mahrenholz auf die „unfranzösische Neuerung“ hin, „eine Sklavin zur Hauptperson zu machen und ihr menschliches Gefühl über höfische Rücksichten triumphieren zu lassen.“

geflissentlich zum Gegenstande der Dichtung gemacht. Da zeigt sich der philosophische Freisinn ohne ängstliche Verhüllung oder halbdurchsichtige Maske wenigstens in der Auffassung religiöser Fragen,<sup>1)</sup> da wird endlich der wahrhaft tragischen Dichtungsweise Shakespeares ein der Corneille-Manier fast ebenbürtiger Einfluß zugestanden.“ Über die beiden Hauptcharaktere urteilt Mahrenholz (a. a. O. S. 55): „Der Charakter der Zaire, der Heldin des Stückes, ist auch der am besten gezeichnete. An die Frauengestalten Racinescher Dichtung erinnernd zeigt sich auch mädchenhafte Anmut<sup>2)</sup> im Verein mit heldenhafter Liebesstärke wie Shakespeares Desdemona. Auf sie dürfte man Lessings Verdikt nicht unbedingt anwenden. Desto mehr trifft es den Charakter Drosmans. Der gehört wieder ganz in die Reihe der verliebten Heroen Corneillescher Dichtung; schon ein Vergleich mit Shakespeares Othello würde ihn lächerlich machen. Bei aller momentanen Wildheit und aufbrausenden Leidenschaft ist er ein aufgeklärter Modenkavalier des 18. Jahrhunderts, stets in rhetorischem Phrasenschmuck prunkend, peinlich formell, nie die strengen Gebote höfischer Etikette verleugnend. Der Wohlstand der französischen Liebe hat wieder alles im voraus verdorben.“ Gleich günstig spricht sich E. Schmidt (Lessing II 1 S. 108) über die Zaire aus, wenn er sich auch die einzelnen Schwächen des Stückes nicht verhehlt und Lessings Urteil über die Galanterie unterschreibt. Da dem Lehrer E. Schmidts vortreffliche Lessingbiographie jedenfalls zuhanden ist, so sehe ich von einer Wiedergabe der betreffenden Stelle ab.

Den Schluß der schulmäßigen Lektüre sollte die Erörterung einzelner zusammenfassender Fragen in Form von Vorträgen oder Aufsätzen bilden. Ich gebe einzelne solcher Aufgaben an: 1. Welche Schwächen in dem Charakter Voltaires erregten das Mißfallen Lessings? 2. Was

1) Eine Vergleichung des Stückes in dieser Beziehung mit Lessings „Nathan“ liegt nahe. „Die „Zaire“ kann in mehr als einer Hinsicht als eine Vorläuferin von Lessings Nathan betrachtet werden, mag auch die religiöse Tendenz der über alles Dogmatisieren erhabenen Humanität weniger klar ausgesprochen sein. Wie in „Nathan“ sind die Christen blindgläubig oder fanatisch; nur Nestan zeigt, wie der Tempelherr, angeborene Seelengröße. Dagegen erinnert Drosman in seiner milden Duldsamkeit, die nur aus politischem Zwange zur grausamen Härte wird, wie in seinem sentimental Anfluge stark an Saladin. Zaire ist eine zweite Nedha, Fatime ganz die Daja Lessings, nur leidenschaftlicher und heißblütiger. Der Muhamedanismus wird hier, ganz in der Anschauungsweise Voltaires, zur Religion der Toleranz und Bildung (selbst Corasmin wird nicht zum Fanatiker), das Christentum zum Kultus der Bigotterie und Roheit“ (Mahrenholz S. 55 flg.). Die Vergleichung beider Stücke gäbe Stoff zu einem interessanten Aufsätze, wenn nicht die Behandlung dieser Sache durch Schüler ihr Bedenkliches hätte.

2) Mahrenholz hätte z. B. verweisen können auf die Anmut ihrer Rede in I 1 B. 132 flg.: Qui lui refuserait le présent u. f. w.



beabsichtigt Lessing mit der Aufdeckung derselben?<sup>1)</sup> 3. Welche Eigentümlichkeiten der französischen Tragödie lernten wir in den beiden Stücken Voltaires und mit Hilfe der Beurteilung Lessings kennen? 4. Inwieweit waren diese Eigentümlichkeiten durch die eigenartige Entwicklung der französischen Gesellschaft und der französischen Bühne bedingt? 5. Inwiefern liefert Lessing durch die Vergleichung von Voltaires „Semiramis“ und „Zaïre“ mit Shakespeares „Hamlet“, „Romeo und Julie“ und „Othello“ den Beweis für die Berechtigung seiner im 17. Litteraturbrief aufgestellten Forderung, daß die deutsche Tragödie sich die englische und nicht die französische zum Vorbilde zu nehmen habe?

### Sprechzimmer.

#### 1.

Zur Bestätigung und Ergänzung von Hildebrands Behandlung des Wortes Buch in seinem Verhältnis zu Buche könnte man noch auf neuere Verwendung von Birkenrinde zu Schreibzwecken hinweisen. Folgende Zeugnisse aus dem 16.—17. Jahrhundert stehen mir dafür zu Gebote. 1. Joh. Mathesius in der Sarepta oder Bergpostill. Nürnberg 1562 Blatt 146 b: „Die Alten haben auf Bletter von Palmbeumen, die Cutroff und Rinden der Beume geschrieben, wie wir Kinder auch Büchlein von Birckenrinden machten.“ 2. Grimmelshausen 1669 im Simplicissimus I. Buch 10. Kapitel: „Demnach schrieb er mir ein Alphabet auff birdene Rinden, nach dem Druck formirt, und als ich die Buchstaben kante, lernte ich buchstabiren.“ 3. Grimmelshausen 1669 ebenda I. Buch 19. Kapitel: „Er fand nichts bey mir als ein Büchlein von Birckenrinden, darin ich meine tägliche Gebet geschrieben“; I, 20 „Es wäre anders nichts bey mir gefunden worden als gegenwärtiges Büchlein, welches sie ihm zugleich überreichten; er laß ein paar Zeilen darnach, und fragte mich, wer mir das Büchlein geben hätte. Ich antwortete, es wäre von Anfang mein eigen gewesen; dann ich hätte es selbst gemacht und überschrieben. Er fragte, warum eben auf birdene Rinden? Ich antwortete, weil sich die Rinden von andern Bäumen nicht dazu schicken“ u. s. w.

Es liegt nahe, in derartigen geschriebenen Birkenbüchlein die letzten Ausläufer des Runenritzens auf Buchenrinde zu erblicken. Vielleicht giebt es noch weitere Zeugnisse für Bücher aus Birkenrinde; willkommen wäre ein Nachweis, daß sie noch heute im Volke bekannt wären. Aller

1) Vergl. meine Abhandlung vom Jahre 1891 S. 4.

Wahrscheinlichkeit nach ragt das Problem in die Entwicklung des Schreibunterrichts hinein.

Jena.

2.

F. Kluge.

### Deutsch reden.

Ohne Herkunft und Bedeutungsentwicklung des Wortes deutsch bestreiten zu wollen, habe ich Gymn. VII 521 bezweifelt, daß die seit J. Grimm so oft, z. B. auch Socin, Schriftsprache und Dialekte S. 18, dafür angeführte Redensart (mit jemand) deutsch reden dafür beweiskräftig sei, weil *latino loqui* und *en (bon) français, parler français (à qn.)* dasselbe bedeuteten. Was Carl Müller in seiner ergebnisreichen Abhandlung *Btschr.* 172 A. 2 dagegen bemerkt, ist an sich richtig, widerlegt aber meine Zweifel nicht. Denn z. B. *parler français à qn.* ist dem Franzosen auch „nicht bloß zu Franzosen in der ihnen verständlichen Sprache sprechen“, sondern auch offen, unumwunden, von der Leber weg, grade heraus; vgl. Sachs-Willatte große Ausgabe unter Französisch und Deutsch. Was aber „umschließt unser deutscher Ausdruck“ sonst noch? Müllers weitere Bemerkung: „Das Wort deutsch zielt so sehr auf Tugenden und Untugenden des deutschen Volkes . . .“ ist mir nicht recht klar, wenn sie nur auf jene Redensart gehen soll, weil dabei allenfalls nur die Tugend der Offenheit und Untugend der Verbotheit in Betracht kommen kann; soll sie aber weitere Geltung haben, so ist sie zwar wieder ganz richtig, dürfte aber meiner Meinung nach ebenso von *ἑλλην* u. s. w., *romanus, français* (vgl. *cela n'est pas français*) gelten.

Boppard.

Karl Menge.

3.

Zu dem Lied „Napoleon du Schustergeselle“ habe ich noch folgende Angabe zu machen. Ich entsinne mich, in den siebziger Jahren in einem Kalender, wohl dem Lahrer hinkenden Boten, der in der Grafschaft Henneberg viel gelesen wird, eine Abbildung gesehen zu haben, die den letzten Franzosenkaiser als Schustergesellen darstellte. Auch war es mir, als hätte ich ein darauf bezügliches Lied von Soldaten aus dem letzten Kriege singen hören. Heute bin ich in der Lage, Ihnen den Text dieser auf Napoleon III. abgeänderten Fassung mitteilen zu können. Ich habe folgende Verse gehört:

Napoleon, du Schustergeselle,  
Ja, du sitzt auf dem allerhöchsten Thron,  
Bei Weißenburg bekamst du eine Schelle  
Und bei Sedan deinen wohlverdienten Lohn.

Ach! hättest du nicht an das Deutschland gedacht  
Und hättest mit Preußen den Frieden gemacht,  
So wärest du Kaiser geblieben  
Und sähest auf dem allerhöchsten Thron.

Man sieht, wie das Volk bestrebt ist, alte Lieder den neuen Verhältnissen anzupassen. Durch eine Untersuchung namentlich der Soldatenlieder, deren fast jedes Regiment neben den gemeinsamen einige besondere hat, würde man dafür noch manche Belege finden. An Veränderungen und Zusätzen zu bekannten Liedern fehlt es da nicht. So habe ich von Soldaten singen hören: „Freudvoll und leidvoll, Gedanken sind frei.“ Zu „Steh' ich in finst'rer Mitternacht“, das von dem Meininger Regiment in einer ganz eigenen Melodie gesungen wird, wurde nach jedem Vers der Rehrreim „Behüt dich Gott, feins Liebchen, behüt dich Gott, feins Lieb“ zweimal zugefügt.

Zu V. 5,358 (Nr. 9).

Im Hennebergischen ist die Zusammenziehung maladig = „mein Lebenstag“ so in die Bedeutung „jemals“ hineingewachsen, daß man z. B. sagt: Dos hot e (hat er) maladig noch net gehürt (gehört). Hinte, in der dortigen Mundart hēnt, wird nur als Umstandswort gebraucht und steht ganz im alten Sinn: heute abend, heute nacht. Daneben steht nachte in der Bedeutung: gestern nacht.

Zu den vielfach besprochenen Volksethymologien in Fremdwörtern kann ich aus dieser Gegend folgende anführen: Aus „Italian Cloth“, einem glatten Futterstoff, wird Italien Glatt, aus „Gingham“ Ging-gang, für Cigarre hörte ich scherzweise sagen: Rachete (räch = Rauch); besonders wirkt dieses Streben bei vielgebrauchten Heilmitteln. Viel verwendet wird Flüchtig Liniment, allen Ernstes „Flüchtig und geschwind“ genannt. In der Gegend von Suhl wurde mir gegen ein kleines Übel, ich glaube es war Zahn- oder Kopfweh, vielfach geraten, „Stockdumm“ anzuwenden, das ich in jedem Laden erhalten könne. Niemand aber konnte mir etwas Näheres über dieses räthelhafte Mittel sagen, bis ich zufällig in einem Bauernhause ein Heilmittel fand, das von einem Dr. Stoughton angefertigt sein sollte.

Leipzig.

Dr. Moritz Kochler.

4.

Zu Matthiſſons „Abelaide“.

In diesem durch Beethovens meisterhafte Komposition berühmt gewordenen Liede schließt der Dichter, welcher in den ersten Strophen den Gedanken durchgeführt hat, daß ihm, während er einsam im Frühlingsgarten wandelt, die Natur in einer Reihe glänzender Erscheinungen das Bildnis der Geliebten abspiegelt, in einer Aufeinanderfolge lieblicher Töne ihren Namen zugeflüstert hat, mit den merkwürdigen Zeilen:

Einst, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe,  
Eine Blume der Asche meines Herzens;  
Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:  
Abelaide.



Schon A. Roberstein hat im Weimarischen Jahrbuch I. Band, Hannover, C. Rümpler 1854 S. 75 mit Recht bemerkt, daß Matthiſſon diese Wendung kaum selbst erfunden habe. Er führt sie vielmehr auf die in der Volkspoesie häufige Vorstellung zurück, daß aus dem Grabe von Liebenden, zumal wenn sie in der Blüte der Jahre durch einen gewaltsamen Tod dahingerafft worden, Lilien, Rosen und andere Blumen, ohne von Menschenhand gesät oder gepflanzt zu sein, entsprossen. Ich will nicht leugnen, daß Matthiſſon diese volkstümliche Vorstellung bekannt gewesen sein mag, halte es aber, bei seiner ganz auf der griechisch-römischen Litteratur fußenden Bildung für wahrscheinlicher, daß eine Reminiscenz aus einem altklassischen Dichter die nächste Veranlassung zu dieser Strophe gegeben hat. Die betreffende Stelle findet sich in Ovids Metamorphosen XIII, 392 flg., wo aus dem Blute des Nax, der sich selbst entleibt, eine Pflanze mit purpurner Blüte erwächst, auf der man *Al Al*, die Anfangsbuchstaben des Namens *Alas* erkennen wollte:

rubefactaque sanguine tellus  
purpureum viridi genuit de caespite florem,  
qui prius Oebalio fuerat de vulnere natus.  
littera communis mediis pueroque viroque  
inscripta est foliis, haec nominis, illa querellae.

In Vers 394 nimmt der Dichter auf eine andere Stelle der Metamorphosen, I. X, 117 flg. Rücksicht. Hier wird erzählt, daß auch aus dem Blute des von Apollo durch einen bösen Zufall getöteten Hyacinthos eine purpurne Blume entspringt, die auf den Blättern die griechischen Klageklänge *Al, Al* trägt. Ovid läßt ausdrücklich den um den verlorenen Liebling trauernden Apollo beide Blumen zu einer verschmelzen:

M. X, 113. Te lyra pulsa manu, te carmina nostra sonabunt;  
Flosque novus scripto gemitus imitabere nostros.  
Tempus et illud erit, quo se fortissimus heros  
Addat in hunc florem, folioque legatur eodem.  
Talia dum vero memorantur Apollinis ore,  
Ecce cruor, qui fusus humo signaverat herbam,  
Desinit esse cruor, Tyrioque nitentior ostro  
Flos oritur, formamque capit quam lilia, si non  
Purpureus color his, argenteus esset in illis.  
Non satis hoc Phoebo est-is enim fuit auctor honoris:  
Ipse suos gemitus foliis inscribit, et *Al Al*  
Flos habet inscriptum, funestaque littera ducta est.

Welches die von Ovid gemeinte Pflanze sei, darüber sind die Erklärer verschiedener Ansicht; J. H. Voß sieht darin die in unseren Gärten häufige purpurblaue Schwertlilie (*iris germanica* L.), und ich glaube auch, daß Matthiſſon diese im Auge gehabt hat, als er jene Strophe schrieb. Daß er gerade den Namen *Alaide* für die besungene Geliebte

wählte, ist wohl dadurch veranlaßt, daß auch er die Zeichen auf den Blättern der Blume, die er selbst oft genug im Bärliher Garten betrachtet haben mag, als *Al* (für ihn eine Abkürzung des Namens *Abelaid*) deutete.

Auch das Mittelalter fand übrigens Schriftzüge auf den Blättern einer Lilienart (ob die blaue Schwertlilie oder die weiße Lilie gemeint ist, ist aus den Quellen nicht zu ersehen) und deutete sie in seiner Art. Ein kleines legendenartiges Gedicht des 13. Jahrhunderts (gedruckt in v. d. Hagens Gesamtabenteuern Bd. 3, S. 591 flg.) erzählt: Ein alter Ritter begab sich in ein Kloster. Er konnte nichts mehr lernen als die Worte: Ave Maria. Diese aber sprach er, wo er ging und stand. Nach seinem Tode erschauen die Brüder ein Wunder:

ein lilje wuchs üz sinem grabe,  
diu uf an schoenen bluomen trat;  
an ein ieglichez blat  
was von güldin buochstaben  
Ave Maria wol erhaben.

Dazu stimmt, was in der Sammlung: Volkslieder aus der Bretagne. Ins Deutsche übertragen von A. Keller und E. v. Seckendorff. Tübingen 1841, S. 242 (vgl. Reinhold Köhler im Weimariſchen Jahrbuch S. 482) erzählt wird: „Um das Jahr 1513 lebte in der Bretagne ein Blödsinniger, Namens Salaur, in der Nähe von Lesneven. Er hatte sich in einen Wald zurückgezogen, wo er bei einer Quelle, einen Stein als Kissen, einen Baum als Dach, 39 bis 40 Jahre zubrachte und sein Leben der Jungfrau Maria weihte. Er ging Sommer und Winter in Lumpen und barfuß und bettelte in der Umgegend, keine anderen Worte vorbringend, als Ave Maria und Salaur möchte Brot. Wenn es stark fror, hing er sich an zwei Äste seines Baumes, um sich zu wärmen, schwang sich so in der Luft und sang zu Ehren der heiligen Jungfrau. Er starb an einer Quelle und wurde ebenda begraben. Aus seinem Grabe wuchs eine schöne duftende Lilie, auf deren Blättern mit goldenen Buchstaben Ave Maria stand. Ein altfranzösisches Fabliau in einer Neuenburger Handschrift scheint einen ähnlichen Gegenstand zu behandeln (vgl. Revue Suisse II, 249). Johann IV., Herzog von Bretagne, ließ an der Quelle eine schöne Kirche zu Ehren unserer lieben Frau von Folgoat erbauen, die bald durch große Wunder berühmt wurde.“

Offenbar an das alte Gedicht in v. d. Hagens Sammlung lehnt sich Karl Simrocks Gedicht „Das Ave Maria“ an (veröffentlicht zuerst als Nr. 12 in dessen „Rheinsagen aus dem Munde des deutschen Volks und deutscher Dichter“). Es wird hier von einem Ritter berichtet, der nach wild durchschwärmtem Leben in das Kloster Altenberg eintritt. Auch

er vermochte nichts mehr zu lernen, sprach aber stets aus bewegtem Herzen: Ave Maria. Er stirbt:

Nun sind gesprengt die Erdenbände,  
Die Brüder senkten fromm ihn ein,  
Sieh, aus des Hügels frischem Sande  
Sproß eine Lilie weiß und rein.  
Und auf den lichten Blütenblättern  
Daß man in goldenschönen Lettern:  
Gegrüßet seist du Maria!

Hier wird allerdings — doch weiß ich nicht, ob das auf Volksvorstellung beruht — die weiße Lilie genannt, und sie scheint auch der amerikanische Dichter Longfellow in seiner Golden Legend II. Akt am Schluß (Tauchnitz ed. S. 50) im Sinn zu haben, wenn er Prinz Heinrich von Elsie sagen läßt:

O pure in hart! from thy sweet dust shall grow  
Lilies, upon whose petals will be written  
„Ave Maria“ in characters of gold!

Doch ist es wahrscheinlich, daß L. seine Kenntnis dieses Blumenmärchens nur dem Simrock'schen Gedichte aus dem Rheinbuch, das er auch sonst öfter benutzt hat, verdankt.

Northheim.

N. Sprenger.

5.

Zu Schmidt von Lübeck's „Paul Gerhardt“.

In Baldamus Lesebuch 4. Teil (9. Aufl. 1887), wo das Gedicht als Nr. 167 abgedruckt ist, heißt es zu Strophe 9:

Da deucht es ihren Sinnen,  
Als ob die Furcht von hinnen  
Und alle Sorge flöh'.

„Deuchte st. dächte, Imperf. von dünken“. Ich glaube aber, daß wir deucht schon deshalb als Präsens zu erklären haben, weil auch in den vorhergehenden Strophen das Präsens in der Erzählung gebraucht wird. Über diese nicht organische Form wird im Deutschen Wörterbuch 2, 831 bemerkt: „Im 15. Jahrhundert fing man an das Präsens dächte, deucht nach dem Präteritum zu bilden, und im 17. Jahrhundert kam noch der Infinitiv dächten dazu“. Für das Präsens spricht auch, daß die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, besonders Klopstock, der auf Schmidt's Sprache Einfluß hatte, das Präteritum und Präsens orthographisch schieden. Klopstock schrieb das Präteritum dachte, was freilich in den neueren Ausgaben durchweg in dächte geändert ist.

Northheim.

N. Sprenger.



6.

Aus mündlicher Überlieferung zeichnete ich hier in diesen Tagen folgendes zwar nicht poetisch wertvolle, aber in mehrfacher Beziehung interessante Lied aus der Revolutionszeit von 1848 auf, das auch in den Jahren 1849/1850 in den Schulen gesungen worden sein soll:

Im Himmel saß der alte Fritz  
Mit seinen Generalen;  
Sie wollt'n sich was erzählen  
Von Ausfall und Scharmütz.

Von Überfall und Schlachten,  
Von manchem Reiterstreich,  
Womit sie Platz sich machten  
Im deutschen Reich.

Doch wie sie sich des Vaterlands,  
Des festesten, freuen,  
Da tritt zu den Getreuen  
Ein' blut'ge Ordonnanz.

Mir sitzt der Schuß im Herzen,  
Denn Preußens Not ist groß.  
Bei uns ist seit dem März  
Der Teufel los.

Berrückt und toll ist alle Welt.  
Sie rütteln schon am Thron  
Und haben deinem Sohne  
Nach Macht und Reich gestellt.

Da wird ein großes Lärmen  
Im ganzen Himmelreich.  
Es wollen Helden schwärmen  
Zur Erde gleich.

Doch stille wird es allzumal.  
Empor von seinem Sitze  
Hebt sich der alte Fritz  
Und schreitet durch den Saal.

„Ihr glaubt wohl an Gespenster?  
Ich bitt' um etwas Ruh'!“  
Drauf öffnet er ein Fenster  
Und macht es wieder zu:

„Ihr Herrn, ich hab es gleich gedacht.  
Es war ein falscher Schwindel.  
Es ist nur das Gesindel,  
Das schlechte Streiche macht.“

Und Friedrich Wilhelm Rex mit Ruhm  
(Mit Ehren zu vermelden)  
Spaziert mit seinen Helden  
Durch das Elysium.

Verwechslung Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms III. Ursprünglich wohl: *Friedericus Rex*. Ist das Gedicht weiter verbreitet und weiß jemand anzugeben, wo es gedruckt zu finden ist? Es scheint das 6. der geharnischten Sonette Fr. Rückerts zum Vorbild zu haben. Vgl.:

Der alte Fritz saß drunten in den Nächten  
Auf einem Thron, aus Thatenglanz gewoben,  
Und dachte, weil den Busen Seufzer hoben,  
An sein einst freies Volk, das ward zu Knechten.

Da kam, so lange von des Schicksals Mächten  
Im ird'schen Stand des Lebens aufgehoben,  
Sein alter Bruder kam jetzt her von droben,  
Den sah er und hub an: „Will Preußen sechten.“

Der eigentümliche Gedanke, Friedrich in die Nächte, d. i. „das Schattenreich der Alten“, zu versetzen, erinnert wiederum an Goethes *Italienische Reise* (Cotta'sche Ausg. in 10 Bdn.) 6. Bd. S. 739. [Rom, den 19. Januar]: „So hat denn der große König, dessen Ruhm die Welt erfüllte, dessen Thaten ihn sogar des katholischen Paradieses wert machten (s. S. 701:

Foligno, den 25. Oktober, abends), endlich auch das Zeitliche gesegnet, um sich mit den Heroen seinesgleichen im Schattenreiche zu unterhalten.

Queblinburg.

R. Sprenger.

7.

Kleine Bemerkungen zum 5. Bande der Zeitschrift

Zu S. 273

dürfte noch nachzutragen sein, daß nach der heutigen Anschauung die Redensart „mit Mann und Maus“ meist wörtlich verstanden und vom untergehenden Schiffe abgeleitet wird; vgl. Lenaus Faust (vorletzter Abschnitt: Öbörg):

Das Schiff ist hin, doch nur mit Maus,  
Der Mann schwamm glücklich noch hinaus.

Zu S. 315, Anm.

Die Redensart aus Reiz: „Sie hat vom Schwane gegessen“, bei der man sich ursprünglich unzweifelhaft dachte, daß man durch Essen vom gebratenen Schwan, der ja auf der Festtafel früherer Zeit ein beliebtes Gericht war, dessen Ahnungsgabe erwerbe, erinnert mich an eine ähnliche aus Queblinburg. „Sie hat vom Gänsestieck (äußerstes Schwanzende) gegessen“, sagte man von einem sehr schwachhaften Mädchen, das nichts verschweigen konnte.

Zu S. 309.

Auch der Tod sendet als mächtiger Herrscher seine Vorboten (Fieber, Schwindel, Sicht, Zahnweh). Siehe das Märchen „Die Boten des Todes“ in der Sammlung der Brüder Grimm Nr. 177 (große Ausg.) und die Bemerkung dazu im 3. Bd. (3. Aufl. 1856) S. 249. Ebd. S. 211 auch eine Bemerkung über das Auertrauen eines Geheimnisses an den Ofen (3. S. 274).

Northeim.

R. Sprenger.

8.

Zur Beurteilung Grillparzers.

Mit dem von Klee, Ztschr. 5, 420, mitgetheilten Urtheil Solgers über Grillparzer ist das Urtheil Thomas Carlyles in seinem Essay German Playwrights (Sammlung der Essays, London, Chapman & Hall, II. Bd. S. 85 flg.) zu vergleichen. Auch er ist noch durch die Verstimmung über „die Ahnfrau“ so beeinflusst, daß er den drei bis dahin erschienenen Dramen: Ottokar, Sappho und das Goldene Riech nicht gerecht zu werden vermag. Doch verschließt er sich den poetischen Schönheiten der Sappho nicht: Sappho, which we are sorry to learn is not his last piece,

but his second, appears to us very considerably the most faultless production of his we are yet acquainted with. There is a degree of grace and simplicity in it, a softness, polish and general good taste, little to be expected from the author of the *Ahnfrau*. If he cannot bring out the full tragic meaning of Sappho's situation, he contrives, with laudable dexterity, to avoid the ridicule that lies within a single step of it; his Drama is weak and thin but innocent, lovable; nay the last scene strikes us as even poetically meritorius. Schließlich spricht er die Hoffnung aus: We repeat our hope of one day meeting Grillparzer in a more honourable calling than this of Playwright, or even fourth-rate Dramatist; which titles, as we said above, we have not given him without regret; and shall be truly glad to cancel for whatever better one he may yet chance to merit. Auch das Urteil des großen, Deutschland freundlich gesinnten Kritikers zeigt, wie langsam sich die Anerkennung Grillparzers Bahn brach.

Northheim.

R. Sprenger.

9.

Zu Scheffels *Edelhard*.

Vielleicht ist es manchem erwünscht, die auch mir lange unbekannt gebliebene Deutung des Namens „Audifar“ (zuerst im 8. Kapitel) zugleich mit der Quelle, aus der ihn Scheffel wahrscheinlich entnommen, zu erfahren. In Schmellers *Bair. Wörterb.*<sup>2</sup> S. 686 lesen wir: Die Fachsen, plur., spaßhafte Einfälle; Pöffen (Grimm, *Wbch.* III, 1225, 1385. *Zeitschr.* [f. deutsche Mundarten] II, 341. V, 227. cf. *Fasnacht*, vergieren u. oben Sp. 198: bahsen componere) Ge! des san Fack-n! Fachsenmachen, der Fachsenmacher. „Ein Audifachs“, Erzachsenmacher, wie Auvogel *Obr. M.* (Schmellers *Oberbair. Mundarten*), Sp. 3 und 37. Sp. 3 lesen wir: Au in den Zusammensetzungen Au=Dieb, Au=Schelm, Au=Vogel, durchtriebener, arger Dieb, Schelm, Vogel; (wie Gau=Dieb, Land=Dieb, meint Herm. Müller. *Lex salica* 43). Au=Schelm, Erz=schelm, loser Vogel; „eigentlich Aur=schelm, von aur, ur (empor, groß)“ meint Seidl, *Klinsferln* IV, 127, 133. Der Auwuks-l, gewöhnlich Rauwuks-l, der Teufel (*bair. Walsb.*). Audefachs f. Fachs.

Northheim.

R. Sprenger.

10.

Aus dem Unterricht.

Wie oft mundartliche Ausdrücke zur Belehrung der Schüler zu verwenden sind, davon hatte ich heute ein hübsches Beispiel. Ich hatte meinen Quartanern die Aufgabe gestellt, die bekannte Geschichte von Androklos und dem Löwen schriftlich wiederzugeben. Dabei hatte ein ganz



geweckter Knabe vom Lande folgenden Satz gebildet: „Plötzlich öffnete sich das Thor des Zwingers, und heraus stürzte ein wütender, schmachtiger Löwe“. smachtig ist in der hiesigen niederd. Mundart = „sehr hungrig, gierig“ und wird besonders in der Redensart et is 'ne smachtige tid, „eine Zeit, wo die Armen Hunger leiden“ gebraucht (vgl. auch Schambach S. 196). Natürlich darob große Heiterkeit bei den Stadtknaben. Ich habe mir aber die Gelegenheit nicht entgehen lassen, vor der Verachtung der heimischen Mundart zu warnen und ihnen dabei zugleich zu zeigen, wie aus dem hier allgemein, auch in der Umgangssprache der Stadt, gebräuchlichen smacht = Hunger sich das schriftdeutsche Adj. schmächtigt ganz einfach erklärt.

Northheim.

R. Sprenger.

11.

In Wilmanns' Deutscher Grammatik, S. 97, werden Gunsten und Gnaden in den „adverbialen Verbindungen“ zu Gunsten und von Gottes Gnaden als (noch erhaltene) Plurale bezeichnet. Sollten es nicht vielmehr Dative des Singulars dieser Substantive sein, die Endungen also (wie in Erden, Sonnen, Heiden u. a.) auf die frühere Flexion der Feminina hinweisen? Die lateinische Form Dei gratia scheint für meine Annahme zu sprechen. Daß man aber zu meinen, deinen Gunsten sagt, liegt wohl lediglich daran, daß uns das Sprachgefühl für jene singularische Dativform abhanden gekommen ist. Eine Belehrung würde mir sehr erwünscht sein.

Deligsh.

Dr. Schürmann.

12.

In Bezug auf das im ersten und fünften Hefte dieses Jahrgangs besprochene „hinte“ kann ich mitteilen, daß „hinte Abend“ auch im Mansfeldischen ganz gebräuchlich ist. Als Substantiv kommt es jedoch nicht vor. — Dem „heich“ der Reißer Gegend kann ich das Mansfeldische „meich“ gegenüberstellen. Es ist entstanden aus „meine ich“, hat jedoch sonderbarer Weise mehr die Bedeutung von „höre ich“, als von „glaube ich“, z. B.: gestern fall mäch (da man statt „meine“: „mäne“ sagt, so spricht man statt „meich“: „mäch“ aus) R. häme (heim) gekommen sinn.

Merkwürdige Verstümmelungen giebt es im Mansfeldischen außerdem in Menge; einige der auffallendsten mögen hier Platz finden. Aus „irgendwo = woher“ macht man durch Umstellung: „wuernb her“. Für „dazwischen“ braucht man „dermang“ (von mengen), z. B.: mer aßen Mer (Eier) un Schbäck (Speck) dermang; ich schütte (schüttete) Wasser dermang. — Aus „das ist sie“ macht man durch Zusammenziehung und

Verdoppelung der letzten Silbe „das isse“. — Die Betenerung „Gott straf mich“ ist, so unglaublich dies auch klingt, zu „Gottstrambach“ geworden; zuerst ward durch Ausstoßung des f „Gottstramich“; dann durch ein an das m angefügtes b (dies macht sich ganz von selbst, so z. B. auch in ich kamb, ich nahmb) „Gottstrambich“; endlich wurde der Assonanz und des kräftigeren Abschlusses wegen das i in a umgelautet. — Der T-Vaut geht häufig durch Bequemlichkeit in ein g über, z. B. in „Ringer“ (Kinder), „gefungen“ (gefunden), „runger“ (runter), „hingene“ (hinten). Aus ich „kriege, kriegen“ macht man durch Ausstoßung und Metathesis „kreie, krein“ (krecht, gekrecht); ich „krieche“ wird dagegen zu ich „krauche“ (vergl. „Was kraucht da in dem Busch herum? u. s. w.). — Aus „geschriegen“ macht man „geschrecken“. — Aus „heiser“ macht man „häsch“ („heiß“ wird zu „häß“). — Aus „sieben“ wird „sebbene“. Für „sieh“ sagt man „sich“, für „geh“: „jief“. — Aus „wie viel denn“ macht man „wieveeln“. — „Reinlich“ wird zu „rentlich“, „einzelnes Geld“ zu „enzlinges Geld“. Das adverbiale jährlings nähert sich als „jälchen“ der mhd. Form gälliche[n]. — „Wagnis“ wird zu „Wags“, „Leiter“ zu „Ledder“ („Leder“ zu „Lädder“), „Eimer“ zu „Emmer“, „Brombeere“ zu „Brummerke“, „Traube“ zu „Traumel“ (vergl.: „Die Mutter schüttelt das Beimelein, da fallen herab die Treimelein“).

Diese Blumenlese ließe sich noch sehr ausdehnen. — Hinweisen möchte ich hier nur noch auf den Gebrauch in einem Teile Thüringens, daß man die Vorschlagspartikel ge (got. ga, ahd. ka, ti, ga, gi), die sich als Zeichen des Partizipiums, sonst aber nur in wenigen Infinitiven erhalten hat (z. B. ge=denken, ge=hören, ge=rinnen, ge=frieren u. a. m.) — daß man diese auch anderen Infinitiven vorsetzt, z. B.: wir wullen hei (Heu) gesamm'n (sammeln).

Glückstadt.

Dr. Koch.

### 13.

Darf ich, bezugnehmend auf den Aufsatz von J. Keller über Bschoffe und Hebel, vielleicht darauf aufmerksam machen, daß sich die Erzählung vom undankbaren Sohne schon in den altfranzösischen Fabliaux findet, verfaßt von Bernier. Die ziemlich weitläufig angelegte Geschichte hat gegen Ende etwa folgenden Inhalt:

Der altersschwache Großvater wird von seinem Sohne, besonders auf Betreiben der Schwiegertochter, aus dem Hause gewiesen, trotzdem der Winter vor der Thüre steht. Die Bitte des Bedauernswerten um eine abgelegte Kleidung wird abschlägig beschieden, doch versteht man sich endlich dazu, ihm eine Pferdedecke zu geben. Der kleine Enkel des Alten, ein aufgeweckter Knabe, soll die Decke holen, bringt aber nur die Hälfte derselben. Darüber von seinem Vater zur Rede gestellt,

sagt er: „Ich habe gemeint, du wolltest den Tod deines Vaters und gedachte diese Absicht zu fördern. Übrigens wird die andere Hälfte nicht verloren sein. Ich bewahre sie auf, um sie dir zu geben, wenn du einmal alt bist.“ Diese Worte zeigen dem Undankbaren die Verwerflichkeit seiner Handlungsweise und bewirken damit eine völlige Wandlung in seinem Verhalten gegen den greisen Vater.

Karlsruhe.

Meidel.

14.

In dem Aufsatze von C. Müller über die Verwertung der Redensarten im Unterricht wird S. 119 Anm. 2 im Anschluß an die Redensart „es steht noch in weitem Felde“ citiert: „Er ist mit seinen Gedanken n dem Gerstenfelde“. Ich kann eine verwandte volkstümliche Redensart zufügen, die vielleicht nicht allgemein bekannt ist. Im Obenwald und der Rheinebene sagt man von einem, der schielt: Der guckt ins Gerstenfeld, d. h. ins Unbestimmte; sein Blick hat kein bestimmtes Ziel.

In derselben Anmerkung weist der Verfasser bei der Redensart „einen pfeifen“ gegen Schrader und Borchardt, die sie auf das Geräusch beim Trinken beziehen, darauf hin, daß der Pfiff die Hälfte des kleinsten unter den Getränkemaßen sei. Das Richtige ergibt sich wohl aus der Zusammenstellung von „einen pfeifen“ mit den hier viel gebräuchlicheren Redensarten „einen blasen“ und „einen schmettern“. Wie der Musikant seine Pfeife oder Trompete, so setzt der Trinker sein Glas an den Mund. Um nur einen Pfiff hervorzubringen, braucht der Pfeifer sein Instrument nicht lange am Munde zu halten, und fast ebenso rasch wird das „Pfiff“ genannte kleinste Quantum hinter den Lippen des Trinkers verschwinden.

Darmstadt.

Dr. Rudolf Beder.

15.

Vermutungen zu Müllers „Verwertung der Redensarten im Unterricht“. II.

Nur wenige Worte zu der ebenso anziehenden als anregenden Arbeit Müllers. Bei dem Worte Maus als Liebesungswort für Mädchen (S. 148) möchte ich auf das holländische meisje = Mädchen hinweisen. Hat nicht vielleicht der ähnliche Klang des Wortes zu der Bildung Mäuschen geführt, die dann rückwärts wirkend das Grundwort Maus erzeugte?

„Das ist der Ruh Muskat“ erklärt nach meiner Ansicht Müller richtig als: es ist ihr gleichgültig. Nur hinsichtlich der Bedeutung Muskat bin ich anderer Ansicht. Ich denke dabei nicht an die fernliegende Muskatnuß, sondern an das italienische Wort mosca = Fliege, und meine, daß aus der moscata (= fliegenbedeckt, voll Fliegen, zu ergänzen vacca) recht wohl der Unverstand, der ja so oft Schöpfer sonder-



barer Wortbildungen und Benennungen geworden ist,<sup>1)</sup> Moskate geschaffen haben kann. Demnach würde Müllers Redensart so vul Kumpelmente u. s. w. heißen: so voll Komplimente sitzen als die Kuh voll Fliegen, italienisch *come la vacca moscata*, übrigens eine Entsprechung der sächsischen Redensart: er ist so voll Freude, wie der Hund voller Flöhe. Daraus würde sich denn auch die Erklärung der ersten Redensart als: es ist ihr gleichgültig ergeben. Die Kuh sitzt zumeist voll Fliegen, allein sie ist weit entfernt, sich dadurch aus ihrer sprichwörtlichen „Frömmigkeit“ und Gleichgültigkeit bringen zu lassen. Die Fliegen „rühren“ sie gar nicht, sind ihr gleichgültig, und man hat eben deshalb Grund, auch von allem anderen, was sie nicht aus ihrer Ruhe zu bringen vermag, vergleichsweise zu sagen: es ist ihr Moskate. Die Übertragung auf den Menschen liegt nahe.

Das Blind-Mauspiel (S. 152) kennt schon Steinhöwel (Defameron) im Sinne von unerlaubtem Minnespiel. So übersetzt er die Worte am Schluß des Predigers von Barlungo *a più volte feciono poi insieme gozzaviglia* (etwa = Böffelei). „Darnach zu manchemalen (in dem Ital) der plinden muß spiltten“, und auch Bruder Felix und Madame Puccio spielen „plinten muße“. Der Franzose (Maçon 1597), der das Bild nicht hat, giebt die Stelle wieder durch *depuis feirent plusieurs fois grande chero ensemble*, und Witte, dessen Zeit das Bild nicht mehr kannte, übersetzt wenigstens noch ähnlich der Steinhöwelschen Übertragung „und sie spielten nachher noch oft ihr lustiges Spiel“.

Da ich einmal beim Italienischen bin, darf ich zum Schluß noch ein Wort zu der vielumstrittenen Redensart „sein Fett haben“ hinzufügen. Ich weiß, daß ich viele Gegner haben werde, aber ich kann mich der Überzeugung nicht verschließen, daß das Fett weder mit dem deutschen Worte Fett, noch mit französisch *fait* oder gar *fete* zu thun hat, sondern lediglich das italienische *fetta* = Schnitzel, Scheibchen, Stückchen ist. So heißt: *qualcuno ha la sua fetta di pane, formaggio ecc.* jemand hat sein Stück Brot, Käse u. s. w. weg, und übertragen *gliene ho dato la sua fetta* (di qualunque cosa) ich habe ihm sein (ihm zukommendes, gehöriges) Stück (sein Fett) gründlich abgegeben. Die Landsknechte haben das Wort mit denselben Lauten, nur dem Geschlechte nach dem ihnen geläufigen heimischen Worte angepaßt, aufgenommen und ihrer deutschen Heimat zugeführt, in der es dann ein willkommener Witz für die Sprachforscher geworden ist.

1) Vergl. Dausepelz aus *laudi palatium, viam sternendam* zum Sternendamm, Andrefen, *Volksetymologie* 189.

Zu Hildebrands Aufsatz: Wie die Sprache altes Leben  
fortführt. S. 202.

Auch der Thüringer hat die „Kehre“. „Die Kehre nicht“ heißt ihm soviel wie: diesmal nicht. Auch im Niederländischen ist die altdeutsche *kere* geradezu = Mal geworden, und der Holländer zählt *tweekeer*, *driekeer* u. s. f. als zweimal, dreimal. Das Wort Ritt gebraucht man in Thüringen beim Kegelspiel, in welchem jemand den schweren, besorgniseinflößenden Regel auf den ersten Ritt treffen kann. Auch hier liegt natürlich das Bild vom Turnier zu Grunde. Der Thüringer verwendet endlich gleichbedeutend mit Kehre die altdeutsche *reise* = Heereszug. Die *Reis'* nicht ist ihm ebenfalls = diesmal nicht. Und auch hierzu giebt es in den holländischen Malzahlen *eenreis*, *tweereis* u. s. w. eine Entsprechung. Und zu dieser Reise stellt sich ferner die auf der Grenze zwischen niederdeutschem und mitteldeutschem Sprachgebiet (z. B. in Halle, Göttingen, aber auch ab und zu im Braunschweigischen) sich findende Reise Wasser (= Tracht), die denn ein auffallendes Seitenstück im französischen *vois d'eau* findet. Etwas anders gefärbt als die Kehre ist das sächsische Wort die Drehe. „Es war um die Drehe herum“ bezeichnet einen unbestimmten Zeitraum und hat merkwürdigerweise eine in jeder Hinsicht genaue Entsprechung im italienischen *torno*, das nun seinerseits wieder mit dem von Hildebrand erläuterten *tourner* „an einem Faden hängt“.

Gandersheim.

Franz Sühns.

16.

Im folgenden gebe ich eine Reihe von Stellen, deren Ähnlichkeit mir im Laufe der Zeit aufgefallen ist; in den mir augenblicklich zugänglichen Ausgaben ist die Verwandtschaft der betreffenden Stellen nicht angemerkt.

Goethe, Göt V, 14: „Die Welt ist ein Gefängnis.“

Goethe, Trost in Thränen:  
„Und Thränen fließen gar so süß,  
Erleichtern mir das Herz.“

Goethe, Der Wanderer, B. 79: „Deines  
Meisterstückes (des Menschen)  
Meisterstück.“

Ebd. B. 131: „Hoch baut die Schwalb'  
an das Gesims [des Tempels].“

Goethe, Faust I, 759ffg. (Vordem Thor):  
„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner  
Brust,  
Die eine will sich von der andern  
trennen.“

Shakespeare, Hamlet II, 2:

Hamlet: „Dänemark ist ein Gefängnis.

Rosenkranz: So ist die Welt auch eins.“

Shakespeare, Heinr. VI, III. Teil II, 1:

„Wer weint, vermindert seines Grames  
Tiefe.“

Shakespeare, Hamlet II, 2: „Welch  
ein Meisterwerk ist der Mensch!“

Shakespeare, Macbeth I, 6: „Dieser  
Sommernacht, Die Schwalbe, die an  
Tempeln nistet, zeigt u. s. w.“

Shiller, Wall. Tod III, 21, 11: „Es  
erheben Zwei Stimmen streitend sich  
in meiner Brust.“

Goethe, Zueignung B. 69 flg.:

„Für andre wächst in mir das edle  
Gut,

Ich kann und will das Pfund nicht  
mehr vergraben!“

Schiller, Picc. II, 6, 91: „In deiner  
Brust sind deines Schicksals Sterne.“

Schiller, Picc. IV, 6, 2: „Gut Nacht!  
Ich sagte besser: Guten Morgen!“

Schiller, Picc. V, 1, 190 flg.:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,  
Daß sie, fortzeugend, immer Böses  
muß gebären.“

Schiller, Wall. Tod I, 7, 16 flg.:

„... fängst du an zu zagen?  
Nur in Entwürfen bist du tapfer, feig  
In Thaten?“

Theognis B. 769 flg. (vgl. Vergl.-Schiller,  
Anthol. lyrica pag. 96; in Mähly's  
„Griechischen Dyrkern“ S. 64: „Dich-  
ters Beruf“ überschrieben):

„Wer sich dem Dienste der Mufen  
ergab, der teile von seinem  
Höheren Wissen als ihr Vöte den  
andern mit,

Sinne das eine, das andre verkünd'  
er und schaffe das Dritte.

Wissen, das er nur besitzt, bringt  
ihm ja keinen Gewinn.“

Schiller, Jungfr. v. D. III, 4, 109:  
„Dein Schicksal ruht in deiner eignen  
Brust.“

Shakespeare, Rom. u. Jul. III, 4, a. G.:  
„Es ist wahrhaftig schon so spät, daß wir  
Bald früh es nennen könnten. Gute  
Nacht!“

[Vgl. ebd. III, 5: „Wacht sie (die  
Mutter) so spät noch, oder schon so  
früh?“]

Shakespeare, Macbeth I, 7:  
„Doch immer wird bei solcher That  
uns schon

Vergeltung hier: daß, wie wir ihn  
gegeben,

Den blut'gen Unterricht, er, kaum  
gelernt,

Zurück schlägt, zu bestrafen den Er-  
finder.“

[Vgl. ebd. III, 2 a. G.:

„Sündentsproßne Werke  
Erlangen nur durch Sünden Kraft  
und Stärke.]

Shakespeare, König Johann V, 1:

... was senkt Ihr das Haupt? was  
seht Ihr traurig?

Seid groß in Thaten, wie Ihr's war't  
im Sinne,

Laßt nicht die Welt von Furcht und  
trübem Mißtraun

Beherrscht ein königliches Auge sehn!“

[Vgl. Macbeth I, 7:

„Bist du zu feige,  
Derjelbe Mann zu sein in That und  
Mut,

Der du in Wünschen bist?“]



Schiller, Wall. Tod IV, 8, 57 flg.:  
 „Es kann der Mord bisweilen  
 Den Königen, der Mörder nie ge-  
 fallen“,  
 und ebd. V, 2, 72 flg.:

Man hat Exempel,  
 Daß man den Mord liebt und den  
 Mörder straft.“

Schiller, Jungfr. v. D. V, 1, 1: „Das  
 ist ein grausam mörderisch Ungewitter.“

Schiller, Tell IV, 1, 102: „Er faßt  
 die Erde an mit seinen Händen.“

Kleist, Prinz v. H. I, 4, 72: „... der  
 Kurfürst, mit der Stirn des Zeus.“

Kleist ebd. I, 6, 8 flg.:

„Ich hasche dich (Glück) im Feld der  
 Schlacht und stürze  
 Ganz deinen Segen mir zu Füßen um.“

Kleist, ebd. II, 4, 2: „Sie bleicht!  
 Sie fällt!“

Kleist, ebd. IV, 3, 5 flg.:

„Wer heut sein Haupt noch auf der  
 Schulter trägt,  
 Hängt es schon morgen zitternd auf  
 den Leib,  
 Und übermorgen liegt's bei seiner  
 Ferse.“

Shakespeare, König Richard II, V, 5:  
 „Der liebt das Gift nicht, der es  
 nötig hat.

So ich dich: ob sein Tod erwünscht  
 mir schien,  
 Den Mörder haß' ich.“

Schiller, Tell IV, 1, 132: „Daß solch  
 ein grausam mörderisch Ungewitter...“

Shakespeare, König Richard II. III, 3:  
 „Ich grüße mit der Hand dich, teure  
 Erde.“

Shakespeare, Hamlet III, 4:  
 „Seht, welche Anmut wohnt' auf diesen  
 Brau'n!

Apollos Locken, Jovis hohe Stirn,  
 Ein Aug wie Mars u. s. w.“

Goethe, Natürl. Tochter II, 1:  
 „Wenn ich des Glückes Füllhorn dir  
 auf einmal,  
 Nach langem Hoffen, vor die Füße  
 schütte.“

Schiller, Jungfr. v. D. III, 11, 7: „Sie  
 erbleicht! Sie sinkt!“

Shakespeare, König Heinrich VIII. III, 2:  
 „So ist des Menschen Treiben: heute  
 sprießen

Der Hoffnung zarte Knospen, morgen  
 blühen sie, ...

Und übermorgen, tödlich, kommt  
 ein Frost.“

### Zu Goethes „Herbstgefühl“.

„Fetter grüne, du Laub,  
 Am Nebengeländer  
 Hier mein Fenster herauf!  
 Gedrängter quellet,  
 Zwillingssbeeren, und reiset  
 Schneller und glänzend voller!“

Was meint der Dichter mit „Zwillingssbeeren“? Dünkers Er-  
 klärung (Goethes Werke I. Bd., S. 57—82. Bd. der Kürschnerschen  
 Nationallitteratur —): „Zwillingssbeeren, die weißen und roten Trauben  
 von zwei verschiedenen am Hause sich emporrankenden Weinstöcken“  
 (vergl. auch Dünker, Goethes Ihrische Gedichte erläutert 2. Bd., S. 129)  
 halte ich nicht für richtig. Die (ältere) Auslegung v. Voepers, der  
 (Goethes Gedichte, I. Teil, S. 309) also interpretiert: „Zwillingss-

beeren, zu zweien, doppelt 'hat die Blüte des Weinstocks sich gebeert'" (Berth. Auerbach im 'Landhaus am Rhein')" gefällt mir entschieden besser; wenigstens wird sie gestützt durch folgende Stelle aus Shakespeares „Sommernachtsstraum“ (III, 2):

„So wuchsen wir (Helena und Hermia)  
Zusammen, einer Doppelfirsche gleich,  
Zum Schein getrennt, doch in der Trennung eins;  
Zwei holde Beeren, Einem Stiel entwachsen,  
Dem Scheine nach zwei Körper, doch Ein Herz.“

Warendorf.

Dr. Heimes.

Theodor Körner. Zum 23. September 1891. Von Rudolf Brodhaus. Leipzig, F. A. Brodhaus. 198 S. Hochquart.

Diese herrliche Festgabe eines der Mitinhaber der Verlagsbuchhandlung F. A. Brodhaus, der in fachwissenschaftlichen Kreisen längst als eifriger und einsichtiger Autographensammler bekannt ist, dürfte bald ihren Weg in die Lehrerbibliotheken der höheren Schulen Deutschlands finden; denn es ist zu hoffen, daß die Feier seines 100jährigen Geburtstages unserem Heldenjäger in letzteren eine größere Beachtung erwirkt. Des Kaisers Wort und die Feinde im Osten und Westen machen uns Lehrern eine nationale Erziehung vor allem zur Pflicht; bilden wir doch eine Jugend heran, die vielleicht gleich Körner bestimmt ist, für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben. Wodurch könnte aber mehr die hehre Mut todesmutiger Vaterlandsliebe in den deutschen Knaben und Jünglingen angefacht werden, als durch Körners „Briny“ und „Leier und Schwert“, besonders wenn es der Lehrer vermag, mit dem Bilde des Dichters gleichzeitig auch das des Helden zu zeichnen! Denn des Jünglings Sprache verstehen die Jünglinge am besten, und exemplarisch. So erwächst uns Lehrern des Deutschen die willkommene Pflicht, uns selbst auf das genaueste mit Körner bekannt zu machen. Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel ist uns hierbei Rudolf Brodhaus' Sammlung von 63 Briefen und anderen kleinen Schriftstücken, die entweder von Th. Körner und den Seinen geschrieben oder an diese gerichtet sind, und unter denen sich nur 5 bereits gedruckte (Nr. 1, 2, 3, 24 und 25) befinden. Die 3 ersten hat der Herausgeber ihrer Wichtigkeit wegen mit aufgenommen und zwar als Facsimile; denn Nr. 1 ist der vom 20. Mai 1812, in welchem Körner seinem Vater die erste Kunde von seiner Liebe giebt; Nr. 2 ist aber am 18. Mai 1813 von seiner Braut an seine Mutter geschrieben, während Nr. 3, der als Datum den 23. August 1813 trägt, Körners letzter Brief ist. — Die 6 noch ungedruckten Briefe Th. Körners sind hinsichtlich des Inhaltes weniger von

Bedeutung; doch dürften die fünf von ihnen, welche er während der Jahre 1799 bis 1809 an seinen Freund Henoch gerichtet hat (Nr. 15, 17, 18, 19), sowie auch ein Schulaufsatz vom 16. Dezember 1804 mit etwas schwerfälligem Stil aber klarem Gedankengang (16), gerade uns Lehrern als Zeugen der geistigen Entwicklung des Dichters höchst interessant sein. Der 6. Brief Th. Körners vom 13. Juli 1813 ist aus Karlsbad an Joseph Eblen von Herrl gesandt. — Von den Briefen der Eltern seien hier nur die dem Sohne vom Vater ins Feldlager gesandten (Nr. 4, 5 und 6) erwähnt, sowie der von der Mutter am 16. Mai 1838 an Theodors ehemalige Braut, Frau Antonie von Arneth, geschriebene, welcher in rührendster Weise zeigt, wie dem Mutterherzen des Sohnes Ruhm Trost spendete (Anhang 3), von denen der Schwester der vom 27. Mai 1812 (Nr. 13), welcher das festliche Treiben zu Dresden und das österreichische und preußische Fürstenpaar schildert. Ein ähnliches Interesse erweckt wegen seiner Charakteristik Friedrich Wilhelms III. der Brief des sächsischen Ministers v. Einsiedel vom 14. Juli 1798 (Nr. 26). Von litteraturgeschichtlichem Werte ist ein Stammbuchgedicht Herders, da es weder schon gedruckt, noch in des Dichters schriftlichem Nachlasse vorhanden ist (Nr. 21,4), sowie ein Brief von Karoline Pichler mit einer Beurteilung der Rosamunde Körners. Unter den anderen Verfassern von Briefen seien nur noch die Herzogin von Kur-land, König Friedrich Wilhelm III., Kronprinz Ludwig von Bayern, Wilh. v. Humboldt und Freiherr von Stein zum Altenstein genannt.

Das Verständnis der Briefe erleichtern ungemein die hinter dieselben gestellten Erläuterungen des Herausgebers, welcher nicht bloß über die in Frage kommenden Personen und die von ihnen durchlebte große Zeit viel Wissenswertes emsig gesammelt hat, sondern auch einen scharfen kritischen Blick bekundet, so z. B. dem schon von Latendorf nachgewiesenen Irrtum des Vaters gegenüber, der sich aber leider immer noch selbst in kritischen Werken findet (so bei Hempel, Körner I, S. 143), daß Körner das Schwertlied erst wenige Stunden vor seinem Tode (26. August) gedichtet habe, während er es nach dem Zeugnis des Lützower Beuth bereits am 24. August morgens in Kirch-Zesar verfaßt und nach dem des Lützower Benker am 25. August abends den Kameraden vorgetragen hat (Hempel, Körner I, S. 96). Die von R. Brockhaus eingeräumte Möglichkeit, daß Körner noch am Morgen des 26. dem Gedichte die eine oder die andere Strophe hinzugefügt habe, hat manches Wahrscheinliche. Die endgiltige Entscheidung hierüber erhoffen wir mit dem Herausgeber von der Beschaffenheit der ersten Niederschrift des Schwertliedes, die Graf Fries auf Schloß Czernahora in Mähren besitzen soll.



Anhangsweise giebt der Herausgeber noch Auszüge aus „Aus meinem Leben, von Alfred Ritter von Arneth“, dem Sohne der ehemaligen Braut Th. Körners, worin teilweise Aufzeichnungen von dieser selbst mit enthalten sind. Der Leser, der schon aus dem als Facsimile gegebenen Brief (Nr. 2) das edle Gemüt dieser herrlichen deutschen Frauengestalt erkannt hat, wird diese ihr Bild anmutig abrundenden Ergänzungen höchst dankbar hinnehmen und freudig wird es ihn berühren, wenn die erst hier folgenden Briefe der Eltern Körners an sie zeigen, daß diese ihren späteren Ehebund gesegnet und ihr stets eine freundschaftliche Gesinnung gewahrt haben.

Leisnig.

Carl Franke.

Johann Jungfer, Der Prinz von Homburg. Nach archivalischen und anderen Quellen. Mit zahlreichen Briefen und Aktenstücken und einem Facsimile. Kurt Brachvogel. 1890. 147 S.

Obwohl diese Schrift weniger wie Barrentrapp (Der Prinz von Homburg in Geschichte und Dichtung. Preuß. Jahrb. XLV. 350) auf die Abweichungen der Poesie von der Geschichte eingeht, so interessiert uns ein solches historisches Bild doch, weil uns eben der Prinz von Homburg seit G. v. Kleist so lieb geworden ist. Wir sehen freilich, daß Kleist gar nichts aus der Geschichte in seinen Helden hat übergehen lassen, als daß er der Sieger von Fehrbellin ist. Daß sein Reiterangriff im Widerspruch mit dem ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten erfolgte, wie zuerst Friedrich der Große berichtet, also die Voraussetzung, aus der sich der dramatische Aufbau entwickelt: all das zerstreut vor der Forschung. Wir sehen ihn nach wilder Jugend bei den Schweden, sehen ihn als geschickten Berater der Stadt Neustadt a. d. Dosse, die 1662 für den Gesamtpreis von 240 000 Thalern als kurfürstlich brandenburgisches Mannlehen an ihn übergegangen war. Er siedelt 25 Familien dort an und schnell hebt sich der Flecken. Dann tritt er in brandenburgische Dienste, wird an den Rhein geschickt, zeichnet sich aus und eilt dann nach Fehrbellin, wo er — es liegt unweit Neustadt, — die schwierigen Terrainverhältnisse wie kein anderer kannte. Nach der Schlacht, die mit keiner völligen Niederlage der Schweden endete, schreibt der Kurfürst: „Meine Reuter haben teils nicht das Ihrige gethan, worüber ich inquirieren lasse und selbige den Prozeß machen lassen werde.“ Wenn diese Stelle Kleist gekannt hätte, so konnte er daraus vielleicht eine Anregung für seine Ideen gewinnen. Aber er kannte diesen Brief nicht und sodann beziehen sich die Worte nicht auf den ersten Angriff bei Linum, sondern auf den letzten allerdings mißlungenen bei Fehrbellin. — Sehr wichtig sind die eigenen Briefe Homburgs an seine Frau, der eine als Facsimile. Überall schaut uns

der muntere unverwundlich militärische Reitergeneral entgegen. Nicht vergessen wollen wir den Abschnitt „Bildnisse und Münzen“, von denen einige in des Verfassers Aufsatz über den Prinzen von Homburg (in Belshagen und Klings Monatsheften 6. Heft) veröffentlicht sind. Es sind 1. Kupferstich im Theatrum Europaeum. 2. 8 Ölgemälde (eins im Schlosse zu Homburg; andere in Darmstadt). 3. Die Bronzebüste, wahrscheinlich von Schlüter 1703 aufgestellt. 4. Standbild aus Stein auf einem Portal des Homburger Schlosses. — Von Münzen sind bekannt 1. Dukaten (2 Exemplare vorhanden: im Großherzogl. Kabinett zu Darmstadt und bei Herrn A. Heß in Frankfurt a. M.) — 2. Silberstücke (Thalerstücke und 2-Albusstücke). Die Monographie stützt sich auf die besten, zum Teil neue Quellen, auf Akten im Königl. geh. Staatsarchiv zu Berlin, Darmstadt, im Archiv des großen Generalstabs, im Archiv zu Marburg, Wiesbaden, Zerbst und Neustadt. Frühere Arbeiten des Verfassers über den gleichen Gegenstand sind in diesem Buche nun zusammengefaßt. Wir empfehlen es angelegentlich.

Dresden.

R. Kade.

### Kleine Mitteilungen.

— Zur Schulfrage wird soeben eine Schrift des bekannten Straßburger Professors Theobald Ziegler angekündigt, die in 12 Vorlesungen die Fragen der Schulreform behandelt. Einzelne der Überschriften, wie: Klagen und Anklagen. Die Berliner Konferenz — Erziehen und Unterrichten — Der Sturm auf die klassischen Sprachen — Das Realgymnasium und das Gymnasialmonopol — Die Realschule und der Einjährig-Freiwilligenschein — Geschichte und Deutsch — Turnen und Spiele — Lehrerbildung und Lehrerstellung u. versprechen bei der vorurteilslosen und freien Sprache des kundigen Verfassers viel Anregung und Genuß. Trotz der zahlreichen Literatur über die Schulfrage ist bei dem wissenschaftlichen Ansehen Zieglers seiner Stimme lebhafteste Beachtung gewiß. Desselben Verfassers jüngst erschienenenes Buch „Die soziale Frage eine sittliche Frage“ erscheint soeben schon in 4. Auflage.

— Vom 1. Oktober d. J. ab wird Herr Prof. Dr. Edmund Stengel in Marburg a. L. unter besonderer Mitwirkung der Herren Realsch.-L. Dr. Junker in Bockenheim-Frankfurt a. M., Gymn.-L. Dr. C. Müller und Gymn.-L. Dr. W. Peters in Frankfurt a. M., sowie zahlreicher anderer akademisch gebildeter Lehrer aus allen Teilen Deutschlands eine neue Zeitschrift: Pädagogisches Wochenblatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand Deutschlands herausgeben, im Verlage der Rengerschen Buchhandlung, Gebhardt u. Wilsch in Leipzig. Dasselbe wird vierteljährlich in 12 Nummern, jede zu mindestens 8 zweigespaltenen Seiten zum Preise von 2 Mark 25 Pfennigen erscheinen und sich zur Aufgabe stellen: 1. für die Gesamtheit oder größere Kreise der akademisch gebildeten deutschen Lehrerschaft wichtige Verordnungen und autoritative Rundgebungen zu sammeln und einer sachgemäßen Kritik zu unterziehen. 2. Vorschläge, die auf Geltendmachung berechtigter Forderungen der im höheren Schuldienst thätigen

Lehrer abzielen, thunlichst zu beleuchten und für ihre Durchführung eventuell nachdrücklich einzutreten, 3. die jeweilig auftauchenden Schulfragen ruhig, und den verschiedenen Anschauungen gleichmäßig Rechnung tragend, zu erörtern, 4. schnelle und zuverlässige Berichte über Versammlungen und Vereine zu liefern, 5. litterarische Erscheinungen pädagogischen Charakters anzuzeigen, 6. Nachrichten über Anstellungen, Beförderungen, Todesfälle und sonstige Personalien zusammenzustellen, 7. kurze Mitteilungen von Vereinen und Einzelnen, sowie Stellenbafenzen zur öffentlichen Kenntniss zu bringen, 8. innerhalb der Inserate auch eine Rubrik für persönliche und Familien-Nachrichten vorzusehen, deren Inhalt in dem geplanten alphabetischen Register am Schlusse jedes Jahrganges Berücksichtigung finden wird. In der Anzeige des Unternehmens heißt es: „Nachdem wir uns überzeugt haben, daß ein derartiges Unternehmen einem lebhaften Wunsche weiter Kreise entspricht, hegen wir die Hoffnung, daß uns seitens der Landes-, Provinzial- und Lokal-Vereine, seitens der Lehrer-Kollegien und einzelnen Lehrer behufs Durchführung obigen Programms bereitwillige Unterstützung zu teil werde. Wir richten darum auch an alle, welche dazu in der Lage sind, die ebenso freundliche wie dringende Bitte, unserer Wochenschrift geeignete Beiträge, Mitteilungen und Anregungen, sowie Zusendungen von Büchern, Broschüren, Schul-Programmen und Zeitungsartikeln zukommen lassen zu wollen. Ein Honorar von 2 Mark pro Spalte für Originalartikel von nicht mehr als drei Spalten, sowie größtmögliches Entgegenkommen und jede erwünschte Diskretion stellen wir unsererseits den Mitarbeitern dafür in Aussicht.“

— Unser Mitarbeiter Professor Dr. Karl Landmann am Realgymnasium zu Darmstadt ist auf sein Nachsuchen, unter Anerkennung seiner treuen und gewissenhaften Dienstführung, mit Wirkung vom 9. Oktober 1891 an in den Ruhestand versetzt und ihm das Ritterkreuz I. Klasse des Verdienstordens *Philipp's des Großmütigen* verliehen worden.

— Einen fesselnden Vortrag über die „Bedeutung des Dialekts für den Unterricht in der hochdeutschen Sprache“ hielt auf dem 15. oberelsässischen Lehrertage in Colmar am 8. Juli 1891 unser Mitarbeiter Herr Seminar-Direktor Dr. Stehle in Colmar. Er fordert, daß der Unterricht mehr als bisher an die heimischen Mundarten anknüpfe, und zeigt, unter Zugrundelegung des elsässischen Dialekts, wie die Mundart alte Wörter und Wortformen mit alter Bedeutung, alte Wörter und Redensarten fortführt, und wie der Lehrer an ihr das Werden, Wandern und Verklingen deutscher Worte klarlegen kann. Der Vortrag ist jetzt in der Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt vormal's R. Schulz & Co. in Druck erschienen.

### Zeitschriften.

*Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie*: Nr. 6 Juni: W. Streitberg, die germanischen Komparative auf -oz-, besprochen von Friedrich Kauffmann (die geschichtliche Auffassung des Komparativsuffixes, wie Streitberg sie vertritt, ist unannehmbar. Seine Untersuchung hat das Problem nicht gelöst). — Hermann Gölzl, *Modi* in den Werken Wolframs von Eschenbach, besprochen von D. Behaghel (Gölzl giebt zunächst eine mit einzelnen Beispielen belegte Darstellung des Modusgebrauchs bei Wolfram und führt sodann so ziemlich das ganze Material in geschichtsgliederter, übersichtlich angelegten Tafeln uns vor Augen, hat aber leider



die Unterscheidung zwischen Formen, die in Reimen stehen, und solchen, bei denen dies nicht der Fall ist, unterlassen). — Rudolf Schachinger, Die Kongruenz in der mittelhochdeutschen Sprache, besprochen von D. Behaghel. (Eine reiche Sammlung von Belegstellen für die Sätze, die Grimm und Paul zur Lehre von der Kongruenz gefunden haben; auch ergiebt sich einiges Neue, z. B. daß auf singularisches *wip* regelmäßig das Feminin des Pronomens bezogen wird, daß der Gebrauch des neutralen Adjektivs in Bezug auf Menschen auf die Prosa beschränkt ist u. a., doch ist das Material zu mechanisch behandelt.) — Wilhelm Erecelius, Oberhessisches Wörterbuch, besprochen von E. David. (Die Lautbezeichnung ist unzuverlässig, im übrigen ist das Werk eine überaus reiche und zuverlässige Fundgrube mundartlichen Sprachstoffes; es ist ein interessantes und sehr schätzbares Hilfsmittel für die weitere Untersuchung des heutigen Mittelfränkischen.) — Gustav Zimmermann, Versuch einer Schillerschen Ästhetik, besprochen von Karl Berger in Gießen. — Friedr. v. Westenholz, Über Byrons historische Dramen, besprochen von Ludw. Proescholdt.

— Nr. 7 Juli: Richard Löwe, Die Ausnahmslosigkeit sämtlicher Sprachneuerungen, Separatabdruck aus der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, besprochen von H. Schuchardt. — Italo Pizzi, I Nibelunghi. Poema epico germanico. Traduzione in versi italiani, besprochen von Hermann Fischer. (Das Original ist nach dem Hartmannschen Texte im allgemeinen richtig aufgefaßt und wiedergegeben und zwar in reimlosen jambischen Fünf-Fußlern.) — Georg Holz, Zum Rosengarten, besprochen von Albert Leihmann. — Werner Cordes, Der zusammengesetzte Satz bei Nicolaus von Basel, besprochen von D. Behaghel. (Im einzelnen verdient die Darstellung von Cordes alles Lob. Er hat die Thatfachen mit großem Fleiß gesammelt und unter vorsichtiger Abwägung der verschiedenen Möglichkeiten geordnet.) — A. Dobbertin, Der gute Gerhardt von Rudolf von Ems in seiner Bedeutung für die Sittengeschichte, besprochen von D. Glöde. (Die interessante, fließend geschriebene Studie ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß man anfängt, mhd. Dichtungen nach kulturgeschichtlichen Momenten zu durchforschen, nachdem lange Zeit hindurch grammatische, metrische und Quellen-Untersuchungen fast ausschließlich an der Tagesordnung waren.)

Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte IV, 2: Albert Bielowsky, Das Alter der Faustspiele. — Friedrich Wilhelm, Briefe an Karl Wilhelm Ramler, nebst einem Briefe an Lessing (Schluß). — Erich Schmidt, Lessingiana. — Hans Sittenberger, Untersuchungen über Wielands komische Erzählungen. — Otto Pniower, Die Schülerzene im Urfaust. — Edward Schröder, Goethes Faust und das Spiel von Frau Putten. — Bernhard Seuffert, Die älteste Scene im Faust. — Bernhard Suphan, Zu Schillers Demetrius. — Paul Markgraf, Sprachliche Beobachtungen zur Marina. — Hugo Blümner, Zu Lessings Laokoon.

Germania, 36, 1: A. V. Stiefel, Über die Quellen der Hans Sachs'schen Dramen. — R. Maurer, Über Ari Frodi und seine Schriften. — Reinhold Bechstein, V. Wirth, Die Oster- und Passionsspiele bis zum 16. Jahrhundert. — Gustav Chrisman, Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1887.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I, 2: A. Meitzen, Land und Leute der Saalegegenden. — C. Bolle, Die Eichenfrucht als menschliches

Nahrungsmittel. — D. v. Zingerle, Segen und Heilmittel aus einer Wolsfthurner Handschrift des 15. Jahrhunderts. — H. Prahm, Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg. — P. Ammann, Volksfagen aus dem Böhmerwald.

D. Brenner und A. Hartmann, Bayerns Mundarten. I, Heft 2: August Holder, J. R. Fischers „Rechte Weltfucht“ und „Des Teufels Tochter“. — A. Jakob, Aus Mittelschwaben (Fortsetzung). — F. Jacobi, Schwäbische Taufnamen. — D. Brenner, Altbairische Sprachproben, I. Der Prinz von Arlabien (1701). Fortsetzung. — Fr. Kiegel, Aus Altregensburg. — August Hartmann, Ein altes niederbayerisches Dialektgedicht. — M. Himmelfuß, Aus dem bairischen Wald (Fortsetzung). — C. Franke, Oßfränkisch und Obersächsisch (Fortsetzung). — August Hartmann, Ältere Nachrichten über Dialekte (Fortsetzung). — D. Brenner, Der andächtige Bauer. — A. Demmler, Einiges aus dem Donau-Schwinkel. — D. Brenner, Zu unserer Lautbezeichnung. — Bücherchau. — Kleinere Mitteilungen.

Grenzboten 16: Rudolf Hilbrands Aufsätze und Vorträge. — Unser Deutsch in Frankreich. — 17: H. Dünker, Zur Jubelfeier des Weimariſchen Theaters. — 18: Zur neuen Faustphilologie. — 20: A. Berger, Der Gedanke einer deutschen Sprachakademie in der Geſchichte und in der Gegenwart. — 23: Gombert, Zu Beſen und Campe. — 25: W. Ribbeck, Hamlet und ſeine Ausleger.

R. Sprenger, Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 1890. 16, S. 116—128: Bemerkungen und Vesserungen zum Sündenfall. — S. 128 flg.: Derſelbe, Zur Kritik und Erklärung des Theophilus.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins 6, 5: Zu Goethes Leben und Wirken.

### Neu erſchienene Bücher.

Theodor Längin, Die Sprache des jungen Herder in ihrem Verhältnis zur Schriftſprache. Ein Beitrag zur Geſchichte der neuhochdeutschen Schriftſprache. (Freiburger Diſſertation.) 108 S. Tauberbiſchofsheim, Laagſche Druckerei 1891.

Richard Bag, Methodik des Deutsch-Unterrichts. Theoretische Unterweiſung in folgerechter Orthographie, orientierend für Seminaristen und Lehrer. Erfurt und Leipzig, Bacmeiſter 1891. 59 S. Pr. M. 1,50.

Richard Bag, Vereinfachte Volksothographie. Erfurt und Leipzig, Bacmeiſter 1891. 22 S. Pr. 0,60 M.

Franz Bettingen, Weſen und Entwicklung des komiſchen Dramas. Berlin, Weidmann 1891. 99 S. Pr. M. 2.

---

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, ſowie Bücher u. ſ. w. bittet man zu ſenden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gußowſtraße 24<sup>II</sup>.

Soeben erschien im Verlage von **B. G. Teubner** in Leipzig:  
**Mushacke's deutscher Schul-Kalender**  
für das Schuljahr 1891/92.

41. Jahrgang.

Mit Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben.  
[Kalender und Notizbuch.]

**Michaelis-Ausgabe 1891**

(vom 1. Oktober 1891 bis 31. Dezember 1892 reichend).

16. Geheftet *M* 1.—; in biegsamen Leinwandband geb. *M* 1.20.

Die „Wochenschrift für klassische Philologie“, 1890, Nr. 40 (vom 1. Oktober), sagt über obigen Kalender:

„Einen alten Freund vertauscht man nicht wie einen alten Rock. So werden viele Lehrer viel lieber ihren alten Mushacke beibehalten, als einen der zahlreichen neuen Konkurrenz-Taschenkalender in Gebrauch nehmen. Die letzte Ausgabe ist ganz geeignet, dem bewährten Genossen neue Freunde zu gewinnen...; auch der Preis ist herabgesetzt. Wir begrüßen die neue Ausgabe mit ganz besonderer Freude und möchten sie unsern Kollegen dringend empfehlen; sie zeichnet sich durch Zweckmäßigkeit und Gediegenheit nicht bloß vor ihren Vorgängern, sondern auch vor ähnlichen Kalendern höchst vorteilhaft aus.“

**Ullinger-Calmburg,**

Die Kunst der Rede, Lehrbuch der Rhetorik,  
Stilistik und Poetik. 3. Aufl. Preis 3 Mark.  
Verlag von Orell Güssli in Zürich.

**Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Heuter, Dr. W., Literaturkunde**, enthaltend Abriss der Poetik und Geschichte der deutschen Poesie. Für höhere Lehranstalten, Mädterschulen und zum Selbstunterrichte bearbeitet. **Vierzehnte, verbesserte Aufl.** 8°. (VIII u. 266 S.) *M* 1.50; geb. in Halbleder *M* 1.85.

**Zur Einführung empfohlen!**

**Linnig, F., deutsches Lesebuch. I. Teil.** Mit besonderer Rücksicht auf mündliche und schriftliche Übungen. Für untere Klassen höherer Lehranstalten. **9.**, verbesserte Auflage. 1890. 514 S. gr. 8°. geh. *M* 2.60.

Die wesentlichste Veränderung dieser Auflage besteht in der völligen **Neubearbeitung des grammatischen Anhangs**, der dem vielseitig geäußerten Wunsche der Herren Direktoren und Rektoren entsprechend, zu einem **Abriss der Grammatik erweitert** ist und in dieser Gestalt für den grammatischen Unterricht auf den Unterklassen vollständig ausreichen dürfte.

— **II. Teil.** Für mittlere Klassen höherer Lehranstalten incl. Sekunda **7.**, verbesserte Auflage 1891. 601 S. gr. 8°. geh. *M* 3.50.

Die Gestaltung, welche der Unterricht in der vaterländischen Geschichte nach Maßgabe des Ministerial-Erlasses vom 18. Okt. 1890 künftig anzunehmen hat, ließ es als notwendig erscheinen, den Bildern aus der deutschen Geschichte eine Ergänzung nach der Gegenwart hin im Sinne der höheren Verordnung angedeihen zu lassen. Die Lesestücke des 4. Abschnittes sind demgemäß um **14 neue vermehrt** worden. Außerdem wurden Gedichte von Klopstock, Goethe u. a. neu aufgenommen, um auch für Obersekunda ausreichenden Lesestoff zu bieten.

**Freie Exemplare zur Prüfung** wie auch spezielle Verzeichnisse versendet portofrei

die Verlagshandlung von **Ferd. Schöningh** in Paderborn.



„Ein willkommener Gehilfe und Freund des Lehrers“  
ist das neue, reich illustrierte und höchst eigenartige Jugendjournal



Bisher überall aufs günstigste besprochen und als wirklich nützlich sehr empfohlen. **Preis pro Quartal (6 Hefte) Mark 2.10.**

Jedes Postamt und jede Buchhandlung nimmt Bestellungen an.  
Stuttgart. Verlag von **R. F. Glaeser.**

## Inhalt.

	Seite
Zum Wesen des Reims, auch des Stabreims, dabei eine Berichtigung W. Scherer's. Von Rudolf Hildebrand. . . . .	577
Zur Erklärung des Hakennamens Lampe. Von D. Glöbe in Wismar. . . . .	586
Goethes Gespräche. Von Otto Lyon in Dresden. . . . .	588
Bemerkungen zu deutschen Volksliedern Von Robert Sprenger in North- heim. . . . .	608
Wider die Chrie. Von Heinrich Glöel in Wesel . . . . .	614
Die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie Lessings in der Oberprima. Von L. Bürn in Freiburg i. B. . . . .	617
Sprechzimmer: Nr. 1. Das Wort Buch in seinem Verhältnis zu Buche. Von F. Kluge in Jena. Nr. 2. Deutsch reden. Von Karl Menge in Boppard. Nr. 3. Zu dem Liebe: Napoleon du Schustergereselle. Zu Zeitschr. V, 358. Von Dr. Moritz Koehler in Leipzig. Nr. 4—10. Zu Matthijssons „Abelaidie“. Zu Schmidt von Lübeds „Paul Gerhardt“. Ein Gedicht aus dem Jahre 1848. Kleine Bemerkungen zum 5. Bande der Zeitschrift. Zur Beurteilung Grillparzer's. Zu Scheffels Eckehard. Aus dem Unterricht. Von R. Sprenger in Northheim. Nr. 11. Gunsten und Gnaden. Von Dr. Schürmann in Delitzsch. Nr. 12. Über Wort- verfälschungen. Von Dr. Koch in Glückstadt. Nr. 13. Zu dem Auf- satz von Keller über Bichofke und Hebel. Von Meidel in Karlsruhe. Nr. 14. Zu dem Aufsatz: „Verwertung der Redensarten im Unterricht“ von C. Müller. Von Dr. Rudolf Becker in Darmstadt. Nr. 15. Zu Müllers „Verwertung der Redensarten im Unterricht“ und zu Hildebrands Aufsatz: „Wie die Sprache altes Leben fortführt“. Von Franz Söhns in Sandersheim. Nr. 16. Eine Reihenfolge ähnlich lautender Verastellen. Zu Goethes „Herbstgefühl“ von Dr. Heuwer in Warendorf. . . . .	634
Rudolf Brockhaus, Theodor Körner Zum 23. September 1891. An- gezeigt von Carl Franke in Leisnig . . . . .	650
Johann Jungfer, Der Prinz von Homburg Angezeigt von R. Kade in Dresden . . . . .	652
Kleine Mitteilungen . . . . .	653
Zeitschriften . . . . .	654
Neu erschienene Bücher . . . . .	656